

Inhalt

Einleitung 7

1. Alfred Andersch, Aus der grauen Kladde 12

2. Uwe Timm, Über den Dogmatismus in der Literatur 22

3. Gerd Mattenklott, Adornos ästhetischer Maßstab 32

4. Hans Ewald Dede, Die Politisierung der Literatur in der Bundesrepublik seit 1968 48

5. Roland Lang, Das Geheimnis der zahlosen Tiger 68

6. Bernd Engelmann, Was ist ein Tatsachenroman?  
Werkstattbericht über die Entstehung und Wirkung  
eines Buchs mit dem Titel  
»Großes Bundesverdienstkreuz« 84

7. Erika Runge, Überlegungen beim Abschied von  
der Dokumentarliteratur 97

8. Klaus Konjetzky, Lord Chandos und der Milchpreis 120

9. Franz Josef Degenhardt, Innerlichkeit und Profitrate  
Aus einem Interview mit dem Deutschen Fernsehen 130

10. Horst Holzer, Die realistische Literatur und ihr  
gesellschaftliches Subjekt 133

5

© 1976 C. Bertelsmann Verlag GmbH, München / 54321  
Die Rechte der einzelnen Beiträge liegen bei den Autoren  
Gesamtherstellung Mohndruck Reinhard Mohn OHG, Gütersloh  
ISBN -3 -570-01260-3 · Printed in Germany

11. Kaspar Maase, Von Unterzergen und Auserwählten. Bemerkungen zur Literaturrezeption in der Bundesrepublik
12. Karl Robert Mandelkow, Neuer und sozialistischer Realismus. Zu Fragen der Rezeption von DDR-Literatur in der Bundesrepublik
13. Martin Walser, Über Verbindlichkeit, bzw. Tendenz des Romans. (Am Beispiel des »Wilhelm Meister«)
14. Friedrich Hitzler, Warum Heimat hier so fern ist
15. Roman Ritter, Die »Neue Innerlichkeit« – von innen und außen betrachtet
16. Gerd Fuchs, Die Beute des Herakles

#### Bio-Bibliographie

der Bundesrepublik ist eine neue Situation entstanden. Mehr als fünfzehn Jahre schien es sich auch für die kleinen Leute gelohnt zu haben, daß ihr Land gespalten und die wirtschaftliche und politische Macht jenen zurückgegeben wurde, die für Faschismus und Krieg die Verantwortung tragen. Eine endlos scheinende Zeit der stillbeschäftigung und Hochkonjunktur setzte ein. Spätestens 1975 ist klar, daß sie endgültig zu Ende war.

Es erwachen aus dem Traum vom ewigen Klassenfrieden hatte sich in der Literatur lange vorher angekündigt. Das Ungenügen an dem herrschenden Verhältnis ist von Realisten wie Heinrich Böll, Manfred Andersch, Martin Walser oder Siegfried Lenz immer schon artikuliert worden. Die Gründung von Gruppierungen wie die Dortmunder »Gruppe 61« und »Werkkreis Literatur der Arbeitswelt« signalisierten jedoch ein umsichtigreifendes Ungenügen an der bisherigen literarischen Literatur. Mit der Forderung, endlich auch diejenigen literaturfähig zu machen, die den gesellschaftlichen Reichtum eigentlich erst schaffen, wurde der Realismusbegriff – und mit der Umsetzung dieser Forderung in Büchern, die endlich Arbeiter zu Helden haben – die realistische Literatur um eine entscheidende Dimension bereichert.

Doch wurde nicht die Literatur der kritischen Realisten zur offiziellsten erklärt, auch nicht die Literatur von Schriftstellern wie Günther Grass von der Grün etwa, sondern eine Literatur, wie sie am prominentesten vertreten wird durch Peter Handke.

Die Verlang verharteten Verlage, Medien, Akademien und Preisrichter liegen in Verzückung. Endlich schien ein Weg gefunden zu sein, Ungenügen, ja Verzweiflung an der Wirklichkeit dieser Bundesrepublik durchaus zu artikulieren erlaubte, aber »rein«, nämlich

*Standpunkt der Klasse aus schreibend, welche für die dringendsten Schwierigkeiten, in denen die menschliche Gesellschaft steckt, die breitesten Lösungen bereithält; das Moment der Entwicklung betonend; konkret und das Abstrahieren ermöglichend.* «

Erika Runge:

Überlegungen beim Abschied von der Dokumentarliteratur

*»Wer diese Aussagen und Erzählungen gelesen hat, wird wünschen, daß Erika Runge sich wieder auf den Weg macht mit ihrem Tonbandgerät, um weitere Bottrops aufzunehmen, weitere von böser Erfahrung geschärfte Aussagen, weitere Seufzer, Flüche, Sprüche und Widersprüche, weitere Zeugnisse einer immer noch nach mißdem Recht lebenden Klasse.«<sup>1</sup>*  
Martin Walser

*»Das Bedürfnis, auf eine neue Art zu schreiben, folgt, wenn auch mit Abstand, einer neuen Art, in der Welt zu sein.«<sup>2</sup>*  
Christa Wolf

Ich möchte einen Roman schreiben. »Warum willst du so ein Risiko eingehen?« werde ich gefragt. »Mit den Dokumentarbüchern hast du dir einen Namen gemacht, sie sind erfolgreich. Aber ein Roman . . . ?« Keiner fragt: »Kannst du denn schreiben?« Bisher habe ich nicht gewagt, meine Fantasie über den Alltag hinaus zu gebrauchen, ästhetische Möglichkeiten — mich selber! — auszuprobieren. Jetzt will ich anfangen.

Heißt das: Abschied vom Engagement, zurück zur »lange verbürgte(n) Dichterfreiheit«, um nicht mehr zu verzichten »auf die sublimierende Gabe ( . . . ) zu sagen, was (man) leide(t)«<sup>3</sup>? Das wäre zu einfach. »Die Beschreibung einer sich ständig verändernden Welt erfordert immer neue Mittel der Darstellung.«<sup>4</sup> Und: Die »Bottroper Protokolle« entstanden vor nahezu 10 Jahren. Seitdem habe nicht nur ich mich geändert.

Die Situation in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre

1966 veröffentlichte »alternative«, Zeitschrift für Literatur und Diskussion, zwölf Thesen; die erste hieß: »Der Mangel an Arbeiterliteratur in der Bundesrepublik ist festzustellen.«<sup>5</sup> Mit dem Jahr 1933 war die Tradition der Arbeiterliteratur abgebrochen, im Westdeutschland der Nachkriegszeit wurde wenig getan, um sie wieder aufzunehmen. Sätze vom »Ende«, vom »Tod der Literatur«<sup>6</sup> einerseits und von der aufklärerischen, wenn nicht revolutionären (das Proletariat für den Klassenkampf organisierenden) Wirkung der Dokumentation andererseits bestimmten in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre die Diskussion. Wirklichkeit sollte an die Stelle von Kunst treten, die Dokumentation – eine politisierende Wirkung von Fakten – wurde dem experimentellen Text, der Fiktion und selbst einer politisch engagierten Literatur mit ihren Möglichkeiten gegenübergestellt. Der Gegensatz zwischen Fakt und Fiktion schien bei der Linken unbestritten.

Die Wiederentdeckung dokumentarischer Methoden hing zusammen mit politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen in der Bundesrepublik. »Wirtschaftswunder« und »soziale Marktwirtschaft«, die die Sicherheit der Arbeitsplätze und ein stetiges, krisenfestes Ansteigen des Lebensstandards garantieren sollten, waren in der Rezession 1966/67 fragwürdig geworden. Von »Klassenkampf« von einer Arbeiterklasse, wurde allerdings kaum mehr gesprochen, bestenfalls davon, daß es keine gebe, was u. a. am politischen Bewußtsein der Arbeiter abzulesen sei. Der regierungsamtliche Antikommunismus hatte sich auf das Ziel hin gesteigert, »die Brüder und Schwestern in der Zone zu befreien«. Die Kommunistische Partei, seit 1956 verboten, war illegal. »Eine literarische Öffentlichkeit in Form des sozialdemokratischen und kommunistischen Presse- und Verlagswesens, das die traditionelle Verbindung der Arbeiterliteratur mit der Arbeiterbewegung seit Mitte des vorigen Jahrhunderts herstellte, existiert nicht mehr.«<sup>7</sup> Die Rezession wirkte in dieser Situation wie ein Schock. Daß die Zerschlagungen im Ruhrgebiet, daß Rationalisierung und Kapitalkonzentration dazu dienten, einer Überproduktionskrise der Schwerindustrie zu begegnen und letztlich die Steigerung der Pro-

duktionen zu gewährleisten sollten, wurde nicht allgemein diskutiert. Heißbüttel z. B. beschäftigte damals, »daß wir nicht sinngebend und ordnend in die Welt einzudringen vermögen.«<sup>8</sup> Die Werke der Dokumentarliteratur\* wiesen unter diesen Umständen – trotz verschiedener theoretischer Grundpositionen der Autoren – eine gemeinsame Tendenz auf: »Sie wollen Nachrichten von unbekanntem, verdrängten oder verleugneten sozialen, von relevanten historischen Wirklichkeiten vermitteln, z. B., indem sie die Benachteiligten selber sprechen lassen und damit das politische Bewußtsein schärfen.«<sup>9</sup>

Aber was motiviert einen Autor, einen Stoff zu wählen (z. B. die Darstellung der Probleme von Lohnabhängigen), in den er seine Erfahrungen nicht einbringen kann, eine Sprache zu benutzen (z. B. im Fall der Verwendung von Tonbandaufzeichnungen), die nicht seine eigene ist, kurz: alles in allem als »Nicht-Autor«<sup>10</sup> eine Bestätigung zu finden? Die politisch motivierte »Zurückhaltung«<sup>11</sup> zugunsten von Gesprächspartner und »authentischer Information«<sup>11</sup>, also die Übernahme einer dienenden Funktion, um die »konstruktive Kraft, die der Arbeiterklasse« zu sichern und bewußt zu machen,<sup>11</sup> reicht zur Klärung nicht aus. Gerade weil ich die »Bottroper Protokolle« mit einem politischen Anspruch zusammengestellt habe und weil ich einen marxistischen Standpunkt zu vertreten versuche, möchte ich beim »Abschied von der Dokumentarliteratur« die Frage nach der Rolle des Autors, nach der Rolle des Einzelnen im Klassenkampf stellen.

Wie die »Bottroper Protokolle« entstanden

1966 und 1967 hielt ich mich kürzere Zeit im Ruhrgebiet auf. Meine Absicht war, Material für einen Spielfilm zu sammeln (bis dahin hatte ich hauptsächlich Dokumentarbeiträge für das III. Programm des Bayerischen Fernsehens gedreht), und ich hoffte,

\* Dieser Begriff wurde auf sehr verschiedene Publikationen wie Romane, historische Recherchen, anthropologische oder ethnologische Feldstudien und Enquetes, Nachschriften von Tonbandinterviews, Reportagen, Nachrichten- und Dokumentarmonatagen, Bühnenrekonstruktionen von historischen Vorfällen, erzählte oder niedergeschriebene Lebensgeschichten von »klaren Nichtliteraten, politische Bühnen-Revuen, -Oratorien und -Hologrammen angewendet. (vgl. D. F. Zimmer in »Die Zeit« vom 28.11.1969)



eine »Revolution« zu erleben. Aus beidem wurde nichts. Zufällig entstanden die »Bottroper Protokolle«<sup>12</sup> (Auflage z. Zt.: 105 000). Meine Voraussetzungen für diese Arbeit waren eher dürftig.

Ich stamme aus einer bürgerlichen Familie (Vater: Richter) und bin keine ausgebildete Soziologin. Germanistik studierte ich zu einer Zeit als von Arbeiterliteratur nicht die Rede und Brecht noch verfeimt war (drei verschiedene Professoren lehnten meine Bitte ab, über Brecht promovieren zu dürfen; mangels anderer Möglichkeiten machte ich bei Spezialisten für Mystik und christliche Dichter Examen). Der Umgang mit Sprache, besonders das Schreiben, fiel mir schwer; ich hatte keine Interviewerfahrungen und noch nie Dialoge für ein Drehbuch verfaßt. Eine politische Bewegung, auf die ich mich hätte beziehen können, gab es nicht (aus dem Sozialistischen Deutschen Studentenbund, damals noch Hochschulorganisation der SPD, war ich im Zusammenhang mit Protesten gegen die atomare Aufrüstung der Bundeswehr ausgeschlossen worden).

In Bottrop fing ich an zu fragen. Ich wollte wissen, ob bei den von der Wirtschaftskrise Betroffenen ein neues Bewußtsein ihrer Lage entsteht und ob dieses Bewußtsein sie dazu bringt, die Lage zu verändern. Um mich abzusichern, setzte ich meine Fragen möglichst früh an. Ich wollte die Situation der Erzähler auch historisch und aus ihrer persönlichen Vergangenheit heraus verstehen. Dabei interessierten mich weniger irgendwelche Theorien oder abstrahierten Erkenntnisse als eine genaue Beschreibung von Konflikten und Erlebnissen. Die Einzelheiten der Sprachweise hielt ich wegen der geplanten Inszenierung fest, ich hätte den Dialekt des Ruhrgebiets sonst nicht treffen können, denn ich bin in der Gegend von Berlin aufgewachsen. Meine Arbeit in Bottrop hatte etwas von der eines Katalysators; ich habe den Erzählern, den Bergleuten, ihren Angehörigen und denen, die von ihnen abhängig sind (Lehrer, Kaufleute, Handwerker, Pastoren) ihre Geschichte — Möglichkeiten einer eigenen Literatur — »abverlangt«<sup>13</sup>. Allerdings war schon durch meine Fragen eine Auswahl nach politisch-historischen Gesichtspunkten vorgegeben. Sätze wie: »Erika Runge ( . . . ) präsentierte ( . . . ) eine Selbst-

darstellung von Arbeiten, hinter der sie als Autorin völlig zurücktrat.«<sup>14</sup> »Das altruistische Stützen, das bloß weitergebende Assistenten ( . . . ) macht die ( . . . ) Besonderheit der dokumentarischen Verwertung ( . . . ) aus.«<sup>15</sup> »Also ( . . . ) Verzicht auf das private, persönliche Ich des Reporters«<sup>16</sup> oder »Die Tonbandaufzeichnung soll ( . . . ) die Objektivität des vermittelten Tatbestandes garantieren.«<sup>17</sup> beschreiben das Verfahren nicht. Ich habe auch bei der weiteren Bearbeitung des Materials nicht auf Eingriffe und eigene Ansprüche verzichtet. Zunächst habe ich das, was mir spontan und assoziativ mitgeteilt worden war, wortgetreu abgeschrieben und die Erzählungen dramaturgisch geordnet und gerafft. Das entsprach meiner Arbeitsweise bei der Montage von Dokumentarfilmen, zu der die Aufnahmen zuerst nach Komplexen zerlegt und dann in einer Auswahl neu zusammengesetzt werden.\* Schließlich habe ich mich für die Veröffentlichung einer Auswahl der Geschichten, die besonders konkret und bildhaft formuliert waren, so zusammengestellt, daß verschiedene Altersgruppen zu Wort kamen. Durch die jeweiligen Erfahrungen und Temperamente und mit unterschiedlichen politischen Meinungen wurde das bestimmende Ereignis, die Stillelegung der Zeche von Bottrop, reflektiert. Es entstand ein Mosaik, das die persönlichen Aspekte in einem neuen aufheben und den Leser anregen sollte, die historische und politische Situation noch einmal zu durchdenken und Entscheidungen zu erwägen, die über die Möglichkeiten der Einwohner von Bottrop hinausgehen. Statistische Relevanz können die »Bottroper Protokolle« nicht beanspruchen.\*\* Das war nie meine Absicht. Abgesehen davon, daß mir das Handwerkszeug von Sozialwissenschaftlern nicht zur Verfügung stand (ich hätte es mir aneignen können), hatte ich mit einem statistisch-repräsentativen Querschnitt meinen propagandistischen Anspruch,

\* Eine Wiedergabe der Zwischenfragen, die gelegentlich vermißt worden ist, wäre bei meiner Montage-Methode nicht angebracht. Wenn sich der Erzähler zu bestimmten Aspekten mehr als einmal äußert, weil er in verschiedenen Zusammenhängen darauf kommt oder weil ich — nach einer Abschwelung — noch einmal darauf zurückgeleitet habe, wäre es unsinnig, die einzelnen Fragen in dem neu geordneten Text stehen zu lassen.  
\*\* Als realistisch im Sinne von Engel's Brief an M. Harkness (»Realismus bedeutet ( . . . ) außer der Treue des Details die getreue Wiedergabe typischer Charaktere unter typischen Umständen.«) würde ich das Buch allerdings bezeichnen.<sup>18</sup>

Klassenbewußtsein aufzuspüren und am persönlichen Beispiel die Möglichkeiten von Klassenkampf zu zeigen, nicht umsetzen können. Die Freiheit eines Lesers der »Bottroper Protokolle« ist nicht die Freiheit, die ich selbst hatte, als ich in Bottrop war.

Sind die »Bottroper Protokolle« Literatur?

Soll man nun aus der vergleichsweise bestimmenden Rolle des Verfassers von Dokumentarbüchern folgern, daß hier ein Schriftsteller am Werk war, daß es sich – zum Beispiel bei den »Bottroper Protokollen« – um Literatur handelt? Während Dieter E. Zimmer behauptet: »Auch Dokumentar-Literatur bleibt Literatur«, denn »Ist eine erfundene Person für ihn (den Leser, E. R.) irrealer als eine, die tatsächlich gelebt hat? Wird im individuellen Bewußtsein nicht alles vermittelt Erfahrung zu einem planen Konglomerat von Fiktion und Faktum?«<sup>19</sup>, wertet Wolfgang Harich im Zusammenhang mit den »Bottroper Protokollen« gegen »Kunstfeindlichkeit«<sup>20</sup>, gegen die »Variante kulturvermehrender Auswirkung bürgerlicher Ideologie«<sup>21</sup> und die Intellektuellen, deren »Opportunismus sich zu hemmungsloser Hingabe an jede beliebige, neu auftauchende und bald wieder verschwindende Modeströmung«<sup>22</sup> verselbständigt. Für ihn bergen Protokolle die »Tendenz zur Zersetzung großer humaner Traditionen«<sup>23</sup>, sie sind eine »Folgeerscheinung (...) des Kapitalismus«<sup>24</sup>, kurz: die »derzeit übelste, ekelhafteste westliche Mode«.<sup>25</sup> Harich meint, ein »Koordinatensystem moralischer und literarischer Normen«<sup>26</sup> zu verteidigen und nimmt dabei »das Genre für den Inhalt«<sup>27</sup>, Literatur scheint für ihn eine absolute Größe unabhängig von historischen Erwägungen. »(E)rnstzunehmende () Produktion«<sup>28</sup> erfordert danach die Identität eines Renaissancemenschen<sup>29</sup>. Die Dokumentaristen, deren unproduktives Verhalten er voraussetzt, sind faul und substanzlos. \* Entsprechend sehe ich mich unter die Repräsentanten dokumentarischer Literatur konstituieren nach Harich »einen neuen Schriftstellertyp (...), der sein Ansehen und seine Privilegien nicht mehr durch Schreiben, sondern mühevoller dadurch erwirbt, daß er entweder seine Lektüre mit dem Rotstift in der Hand konsumiert, um anschließend zu Schere und Tesafilm zu greifen, oder durch Vorhalten eines Mikrophons in Mundhöhe zahlreicher Gesprächspartner seine Armmuskulatur anstrengt, falls ihm nicht ein aufstellbares Mikrophon auch dies noch abnimmt.«<sup>30</sup>

»entant«<sup>31</sup> eingereicht. Reinhard Baumgart hingegen, auch ein Verteiliger der »literarische(n) Autorschaft im bürgerlichen Sinne«<sup>32</sup> trauert im Zusammenhang mit der Dokumentarliteratur hauptsächlich um »Dichterfreiheit«<sup>33</sup> und »ästhetischen Mehrwert«<sup>34</sup>. Er hält es für eine »hochherzige Illusion«, daß »Kunst schlechthin und vor allem die Literatur (...) ein Instrument der Erkenntnis, der aufklärerischen Erziehung«<sup>35</sup> sein könne und spricht vom Autor dokumentarischer Werke bloß noch als »Redakteur der Fakten« und »fensterlose Monade«<sup>36</sup>, verpflichtet allein dem »Wille(n) zur Aufklärung«<sup>37</sup>. Also ist die Dokumentarliteratur von vornherein tot und: es lebe die Politik? Aber G. Katrin Palowski, Vertreterin einer prononciert politischen Literaturkritik, bezeichnet die »Bottroper Protokolle« als »verklärende Poesie«<sup>38</sup>. Nach ihr »gehörchen (sie) Stilprinzipien und erfüllen eher Funktionen, die stets schon bürgerlicher Kunst zukamen. Ihr fast durchgängiges Merkmal ist Individualisierung und Intimisierung.«<sup>39</sup> Und um ihrer Ablehnung solcher Machwerke nur den richtigen Ausdruck zu geben, flickt sie geschwind ein Zitat von Adorno ein, in dem er – allerdings bei einer Auseinandersetzung mit zeitgenössischen Romanen – von »allgemeinverbreitete(r) biographische(r) Schundliteratur«<sup>40</sup> spricht. Arbeiten extreme Linke und extreme Rechte einander zu? Im »Bayernkurier« ist die Rede von einer »im Kohlmeier arbeitsloser Bergleute stohernde(n) Erika Runge«: »Für schreibfaule Autoren brechen günstige Zeiten an. Befolgen sie das Rezept von Martin Walser und Erika Runge, brauchen sie nur ein Tonband, das freudloses Gesabber aufzeichnet.«<sup>41</sup>

Was erwartet G. Katrin Pallowski, die sich als besonders radikale Marxistin versteht, von der Dokumentarliteratur? »Richtige() Agitation«<sup>42</sup>, »sozialistische Agitation«<sup>43</sup>, zumindest die Darlegung des »grundlegenden Klassenwiderspruch(s) von Lohnarbeit und Kapital«<sup>44</sup>. Enttäuscht darüber, daß die »dokumentarischen Gattungen« nicht einmal den »Informationsgrad sozialwissenschaftlicher Erhebung« erreichen<sup>45</sup> und insofern »prognostisch«<sup>46</sup> und »zur Erarbeitung der politischen Strategie«<sup>47</sup> unbrauchbar seien, wirft sie den Dokumentaristen Versagen vor, sie kämen »den Arbeitern nicht als Sozialisten zu Hilfe, wie es Lenin für

notwendig erachtete, indem sie zur Schulung in Theorie und Praxis des Klassenkampfes weiterschreiten; vielmehr notieren sie, wie die bloßen unvermittelten facts, nur das Nebeneinander von verschiedenen Meinungen und Erklärungsversuchen, wie sie es am Tatort vorfinden. Ein Beispiel geben die ‚Bottroper Protokolle‘. Hans Magnus Enzensberger behauptete zu dieser Zeit: »Für literarische Kunstwerke läßt sich eine wesentliche gesellschaftliche Funktion in unserer Lage nicht angeben«<sup>49</sup> und fordert deshalb »eine Literatur, die sich als Instrument der Agitation versteht«<sup>50</sup>

Angriffe also auf den literarischen Aspekt der »Bottroper Protokolle« – und Angriffe auf den politischen Gehalt. Vielleicht sind die »Bottroper Protokolle« gar keine Literatur? Aber das wird von zu verschiedenen Kritikern behauptet als daß man es noch in Frage stellen könnte. \* Und sind G. Katrin Pallowskis Vorwürfe berechtigt, durch ein solches Buch werde »das Profitsystem (des Kapitalismus) stabilisiert und effektiver« gemacht<sup>51</sup> und »(n)ur durch die guten Absichten ihrer Verbreiter ist die Faktorentheorie vorm offenen Antimarxismus geschützt.«<sup>52</sup> Auch dagegen gibt es Stimmen. \*\*

\* »Oder die ‚Bottroper Protokolle‘ der Erika Runge (...) – wieso sollen sie nicht als Literatur gelesen und als Belletristik diskutiert werden?« (P. W. Jansen in der FRANKFURTER ALLGEMEINEN ZEITUNG)<sup>51</sup>

»Denn diese Monologe, wir haben es längst erkannt, sind Literatur.« (M. Kurbjuhn in DER MONAT)<sup>52</sup>

»Passagen dieser Art sind nicht zu erfinden. Hier hat Poesie ihre Grenze – und ihren Anfang.« (H. de Haas in DIE WELT)<sup>53</sup>

»Von den Reise-romanen etwa Koeppens leiteten (...) die ‚Bottroper Protokolle‘ zum sozialkritischen Roman über, eine nüchterne Fortsetzung der Zola, Fallada, Sehgers.« (N. N. in »Mittelungen des deutschen Germanistenverbandes«)<sup>54</sup>

»(...) ein Novum in unserer Literatur.« (F. K. Waechter in KREISEL)<sup>55</sup>  
»(...) neue Literatur von Rang und Namen.« (Peter Schütt in DIE ZEIT)<sup>56</sup>

»(...) das interessanteste literarische Phänomen des Herbstes.« (Erasmus Schöfer in SÜDDEUTSCHE ZEITUNG)<sup>57</sup>

\*\* »Indem sie (E. R.) Arbeiter ihre eigene Misere darstellen läßt, erreicht sie ein hohes Maß an Authentizität. Die gegen die Lösungen von der Klassenharmonie gesetzte Berichtshaltung drückt sich in Auswahl und Zusammenstellung der Interviews und in den Fragen aus, die sie den Arbeitern vorlegt. Obwohl in den Band nicht mit aufgenommen, werden sie in den Antworten deutlich und führen die Befragten zu verallgemeinerungsfähigen Antworten.«<sup>60</sup>

»(...) neue Einblicke in ein Arbeiterleben, in soziale Zusammenhänge, in die komplizierte Entwicklung des Klassenkampfes im Ruhrgebiet. (...)

## Das Problem der Autorschaft

Dennoch wird hier ein Problem deutlich, mein Problem, das Problem des Autors. Was wollte ich denn, als ich die »Bottroper Protokolle« zusammenstellte – und was konnte ich?

Wenn ich schon kein soziologisches Buch veröffentlicht habe, warum habe ich dann nicht meine Erlebnisse und Erkenntnisse, meine Fantasie und meine Sprache eingebracht?

Ich war dazu nicht imstande, obgleich ist das Bedürfnis hatte. Ich wollte schreiben, aber mir fehlten die Worte. Ich wollte von mir, meinen Wünschen und meinen Schwierigkeiten sprechen, aber ich hatte Angst, mich bloßzustellen. Ich wollte mich politisch engagieren, aber ich fürchtete, entlarvt zu werden. Ich wollte meine Fantasie gebrauchen, aber auf der Universität hatte ich gelehrt, daß als Literatur nur akzeptiert wird, was die Mehrheit der Bevölkerung nicht betrifft. Mich den Konkurrenzansprüchen meiner Klasse, des Bürgertums, zu stellen, gelang mir nicht.

Zu den Arbeitern ging ich, um zu erfahren, wie die auf andere Weise Unterdrückten, Handlungsunfähigen, über die ich in der politischen Studentenbewegung gelernt hatte, daß ohne sie die Gesellschaft, die Zustände unter denen auch ich leide, nicht geändert werden können, leben, trotzdem leben, was sie fühlen, denken, was sie wollen. Gleichzeitig fürchtete ich, ihnen ausgeliefert zu sein, länger als für die Dauer eines Interviews zu bleiben, eine wie immer geartete Beziehung einzugehen.

Fortsatzung: Fußnote zu Seite 104

Information (...) in einer Umgebung, die so voll ist von Desinformation und Manipulation.«<sup>61</sup>

»Zusammengenommen und ineinandergelesen ergibt sich viel deutlicher ein Umriß, der Durchblick auf den nicht zu unterschätzenden Bewußtseinszustand von Lohnabhängigen.«<sup>62</sup>

»(D)ie in Teilen noch schütterne und verstellte, in der bedrohten Lage der Krise sich jedoch verstärkende, die im Aufbruch, auf dem Marsch befindliche, ja, schon galoppierende Reprise eines bis dato verlorengelauten klassenkämpferischen Potentials, allerdings noch im Stande weitgehender Unorganisiertheit. (...) Das ist nicht wenig, wenn auch nicht alles, jedenfalls mehr als eine überfordernde Theorie wahrhaben möchte.«<sup>63</sup>

»(D)iese Protokolle (bleiben) eine der wichtigsten, wenn nicht die Erfahrungsbasis für die Herausarbeitung weitergehender Erkenntnis und Strategie.«

So entstanden die »Bottroper Protokolle«.  
 Aus dem Mangel an Sprachfähigkeit wurde: Zuhören. Und anstatt von meinen eigenen Wünschen und Sorgen zu sprechen, identifizierte ich mich mit der schmerzlichen Fülle der Sorgen und Wünsche einer ganzen Klasse, brachte ich sie zur Sprache.\* »Zurückhaltung« und »Verzicht auf das private und persönliche Ich« waren also durchaus nicht Zeichen von Stärke, selbst wenn kommunikative Möglichkeiten wie Aufmerksamkeit und Achtung für ein Gegenüber im Zuhören enthalten sind. Eine fruchtbare Wechselwirkung, die die Alternative von Selbstaufgabe oder Isolation hätte aufbrechen können, fand kaum statt. Durch meine dramaturgischen Erfahrungen gelang es mir, dennoch ein Buch zu machen. Daß ich mich mit der dienenden, mit der Funktion des bloßen Vermittlers nicht wirklich identifizieren konnte, kam nur indirekt zum Ausdruck: Ich habe die Aussagen der Bottroper nach meinen Vorstellungen verwendet, habe sie benutzt wie Bausteine, ohne zu fragen, ob die Erzähler mit dem Ergebnis einverstanden sind. Sie haben weder über Auswahl und Anordnung noch über die Sprachweise der Veröffentlichung mitbestimmt. Ich scheute die Auseinandersetzung. Lieber wollte ich unfair sein als aus diesem Buch nicht doch in gewisser Weise m e i n Buch zu machen. Der Vorwurf einer »Verdinglichung (...) (der) Informanten zu stillgelegten und vorgeführten Objekten, die einen vorher verkannten Sachverhalt beweisen sollen«<sup>66</sup> ist also berechtigt, und die Überlegung, daß ich meine Gesprächspartner zu »Objekte(n), (...) zum Handelsgegenstand, zur Ware gemacht und so erneut der privaten Aneignung unterworfen«<sup>67</sup> habe, gab für mich mit den Anstoß, einen neuen Stil zu finden.

Die Sprache der »Bottroper Protokolle«

Die nicht überarbeiteten, nicht geglätteten oder der Konvention geschriebener Sprache angepaßten Texte sind unterschiedlich eingeschätzt worden. An »gut-bürgerlicher« Literatur orientierte

\* »Hier werden, in Suspensivierung der sonst bestehenden Kommunikationsperren, Vertreter der Unterschicht zum Sprechen gebracht (...) ohne dabei, wie sonst, von Herrschaft oder Wissenschaft behindert oder überfahren noch von einer neueren Kaderorganisation unterworfen zu werden.«<sup>68</sup>

Kritiker entdecken eine »Sprache aus der Sofaecke des Reviers« und »infame Authentizität«<sup>68</sup>, sie empfinden »Vergnügen an der holperigen Ausdrucksweise«: »Manchmal möchte man beim Lesen lächeln«<sup>69</sup> oder erheben sich wie Reinhard Baumgart über das bewußtlose, schlindernde, von Klischees verwischte Gerede<sup>70</sup> dieser »Namenlosen«<sup>71</sup>, »das den Interview-Sprechern eher nur unterläuft.«<sup>70</sup> (Es erinnert ihn jedoch – allerdings durch »Namen« gerechtfertigt – auch an »Versuche von Faulkner, Céline, Queneau oder Arno Schmidt«)<sup>70</sup>. Und auf der extremen Linken zeigt sich ein Mißtrauen gegenüber den Möglichkeiten einer Klasse, wenn C. Katrin Pallowski in der Sprache der »Bottroper Protokolle« die »Glorifizierung der prächtigen underdogs« (eine Formulierung aus Adornos »Minima Moralia«)<sup>72</sup> feststellen will, denn in der »Sprache der Unterworfenen« habe »einzig Herrschaft ihren Ausdruck hinterlassen und sie noch der Gerechtigkeit beraubt, die das unverstümmelte, autonome Wort all denen verheißt, die frei genug sind, ohne Rancune es zu sagen.«<sup>73</sup> (Entsprechend der »Bayernkurier« über die »Bottroper Protokolle«: »düsteres Proletengewäsch«.<sup>74</sup>) Aus der Annahme einer »Diffamierung der sprechenden Personen«<sup>75</sup> hat Erasmus Schöfer für die Arbeit der Arbeitsbewegung gefolgert: »Wir finden, daß das nicht gut ist, daß man hier etwa einen Arbeiter mit allen Fehlern grammatikalischer und syntaktischer Art, die er begeht, (...) einfach so dokumentiert und dann doch mehr oder weniger dem Gespött der bürgerlichen Öffentlichkeit aussetzt.«<sup>76</sup> Aber: wie weit und wie fraglos haben wir die »bürgerliche Öffentlichkeit« schon verinnerlicht und zum Maßstab gemacht? Welche Möglichkeiten verweigern wir uns dadurch? Ich bin mir erst später über den fruchtbaren Ansatz meiner Methode klar geworden, die zunächst die Zweifel\* verberg, ob ich denn sinnvoller oder gar besser formulieren könne als die Bottroper Erzähler.\*\* Daß die »Bottroper Protokolle« in adäquater Weise

\* Ich überdeckte die Zweifel mit dem Hinweis darauf, daß hier die Fähigkeit der Arbeiter zeige, ihre eigene Literatur zu machen »auch vielklich in dem Sinne, daß sie die Wirklichkeit, i h r e Wirklichkeit besser erfassen können als einer, der von außen kommt, der sich als Künstler empfindet und – unter diesem Anspruch – höchst subjektiv und für die Mehrheit der Bevölkerung gar nicht relevante Formulierungen von sich gibt.«<sup>77</sup>

\*\* Aus dem Nachwort von »Frauen – Versuche zur Emanzipation«:

Sachverhalte wiedergeben, die in der bundesdeutschen Literatur der Nachkriegszeit vernachlässigt worden waren, ist oft betont worden. \* Als Entdeckung wurde gewertet, daß bei manchen Sprechern das Bewußtsein der eigenen Lage mit dem der Klasse verschmilzt (Clemens K.: »Ich will Ihnen mal was sagen: ich bin gewählt. Und wenn Sie sich nicht unterhalten wolln, dann müssen Sie die Konsequenzen ziehn. Bilden Sie sich nicht ein, daß wir noch in der Nazizeit sind. Wenn ich mit Ihnen spreche, dann sprechen Sie mit 40 000 Leuten.«<sup>84</sup> Maria B.: »Siehste, is nich dein Problem alleine.«<sup>85</sup> »Das (einen Protest) erfordert eben die Lage, in der wir uns befinden.«<sup>86</sup> »Ich möchte auf keinen Fall, Fortsetzung Fußnote zu Seite 107

»Ich habe versucht, das Wesentliche des gesprochenen Stils zu bewahren. Er unterscheidet sich von dem, was man in Schulen und Amtsstuben gewohnt ist; die Bürokratisierung der Sprache wird durch die Umgangssprache gesprengt und korrigiert. Assoziationen bleiben möglich, sie lassen Strukturen des Unbewußten und Einstellungen erkennen, die sonst wohl verschwiegen worden wäre. Die für den Leser ungewohnte Ausdrucksweise bewirkt obendrein eine Verfremdung des Inhalts, sodaß er zu einer andern, vielleicht aufmerksameren Art der Rezeption gezwungen wird.«<sup>78</sup> Heute möchte ich ergänzen: es ist nicht nur ein »gesprochener«, sondern ein auf einen, anwesenden, zuhörenden Menschen ausgerichteter Stil. E. R. \* Es handelt sich (...) nicht nur um eine proletkultistische Reproduktion des »Unverfälschten«, die des Exotizierens, des bürgerlich-ästhetischen Ausschleichens, des Kulinarismus und der schließlichigen Diffamierung proletarischer Sprecher geteilt werden mußte. (...)»<sup>79</sup>

»Oft werden solche Beschreibungen (...) zu Erfahrungskonkretionen einer historisch-politischen Gesamtverfassung.«<sup>80</sup> »Das Proletariat (...) braucht nur den Kode und die Politik, die ihm aus seiner unterdrückten Lage verhalfen. Deren Grundlage kann nur sein eigenes Sprechen sein – das hat Runge mit bündnisbereiter Instinktsicherheit wahrgenommen –, in dem ruhig, unkompliziert und drastisch, wenigstens schon einmal die dauernde Erfahrung der Unterdrückung thematisiert ist. Die übermächtige – besitzbürgerliche bzw. intellektuelle – Abwertung seines Sprechens und damit seiner Sicht, gefördert vom gesamten Bildungssystem, gilt es abzuwehren.«<sup>81</sup>

»In der Sprache der Protokolle dokumentiert sich unverhohlen, was die entwickelte kapitalistische Industriegesellschaft an ihren Produzenten verbrochen hat: Atomisierung der sprachlichen Struktur bis zur Unkenntlichkeit, Anakoluthe und Paradoxien, Wünsche, gestammelt und jählings aufgegeben, Liebe, verkürzt auf das kapitulierende »und-soweiter«, politische Widersprüche aus der Welt geschafft mit Floskeln, denen man die sie begleitende fatalistische Handbewegung noch im Suhrkamp-Bändchen ansieht – dann wieder, kaum noch wahrnehmbar zwischen den syntaktischen Brüchen, den schiefen Kasus und verordneten Allgemeinplätzen, die Transparenz der Träume, der Solidarität und der Sehnsucht nach Friede und Freiheit von Mangel.«<sup>82</sup> »Erika Runge will (...) die erstrebte Vollständigkeit der Vergewenwürdigung von Sprechern nicht um deren – klassenspezifische – sprachliche Präsenz in ihrer besonderen sprachlichen Konkretheit kürzen. Die Sprecher sind mit ihrer Erfahrung und ihrem Bewußtsein in ihren Sprechweisen.«<sup>83</sup>

daß jemand entlassen wird, der nichts im Rücken hat.«<sup>87</sup> In einer Untersuchung von »Strategien der verbalen Planung der Putzfrau Maria B.« kam man zu dem Ergebnis, daß sie durch den scheinbaren Geschichtswandel hindurch die Konstanz der Abhängigkeit der Arbeiterklasse von Kapital und reaktionärer Politik und damit den Grundwiderspruch der Gesellschaft, diesseits seiner ideologischen Verschleierung oder erkenntniskomplicierenden Verdeckung sehr wohl erkannt habe.<sup>88</sup>

Auch die literarischen Möglichkeiten der Umgangssprache wurden entdeckt: »Der ausschließlich und direkt (...) auf die Umgangssprache gelenkte Blick erweitert potentiell den Produktions- und Rezeptionsspielraum der Literatur.«<sup>89</sup> \* Für Linke wie Hans Magnus Enzensberger (»darauf pfeifen, Belletristik zu machen und zu kaufen«<sup>93</sup> und G. Katrin Pallowski (sie unterstellt den »Bottroper Protokollen« den »Subjektivismus bürgerlicher Erlebnislyrik und -epik«<sup>94</sup> und eine »ästhetisierende Rezeption«<sup>95</sup> gilt literarischer Anspruch eher als Tadel. »Einführung in die Individual-schicksale«<sup>96</sup> zeigt ihrer Meinung nach nur »(d)ie Strategien von Mitleid und Philantropie«, die die »Identifikation (...) mit der Klasse«<sup>97</sup> nicht kennen (als ob eine Klasse nicht auch aus Individuen bestünde). Eine solch mechanistische Gesellschaftsauffassung bekommt die Hauptsache der angestrebten gesellschaftlichen Veränderungen, nämlich die Arbeiterklasse in ihrer konkreten Beschaffenheit, gar nicht in den Blick.

Die politische Dramaturgie der »Bottroper Protokolle«

Es geht in der Kunst immer um das Besondere, um die (selbstverständlich von den gesellschaftlichen Verhältnissen betroffenen und auf sie reagierenden) Menschen, um Individuen. Wenn grundlegende Veränderungen erreicht werden sollen, hat jeder Einzelne

\* Die »Sprache ist zu authentisch, um imitierbar zu sein – etwa durch einen wohlmeinenden, nach Solidarität trachtenden Schriftsteller. Der geht ja immer schon ins bürgerliche Fach.«<sup>90</sup> »In den »Bottroper Protokollen« aber reden die Leute sehr direkt. Es ist verblüffend, wie gut sie reden können, wie nuancenreich ihre Sprache ist und wie gründlich sie dem Leser ihre Gedanken zeigen.«<sup>91</sup> »Sie brauchen das, was sie sagen, nicht jeweils literarischen Normen zu unterwerfen; aber gerade dadurch entsteht eine neue Darstellungsweise, die von der Aussageabsicht bestimmt wird.«<sup>92</sup>

Bedeutung; persönliche Verantwortung, Initiative und Solidarisierungsfähigkeit bekommen dabei eine Funktion. Die »Bottroper Protokolle« sollten das belegen. Ich war jedoch nicht imstande, meinen Anspruch offensiv und theoretisch fundiert vorzubringen. Also versteckte ich mich hinter der »Objektivität« der Texte und wich in die Dramaturgie aus. Die Geschichte des Betriebsratsvorsitzenden und Kommunisten Clemens K., heute Mitglied der DKP-Fraktion in Bottrop\*, steht nicht nur an erster Stelle des Buches, seiner Person und seinen politischen Ansichten kommt strukturierende Bedeutung zu. »Größe und Fall dieses Mannes lassen ihn weiterhin als wegweisend, als Leitbild, ja als regelrechten Anleiter einer besseren Zukunft erscheinen.«<sup>98</sup> Seine Erzählung wird ergänzt und interpretiert durch den Bericht des Pfarrers, seines Gegners, er wird in der Betriebsversammlung erwähnt\*\* und auf ihn wird im Epilog der beiden Bergarbeiterhepatepaare bezogen: »Wann sind die da alle nach Bonn marschiert, '56? Da hat doch der Betriebsrat, der K., den ganzen Aufschwung gebracht!<sup>100</sup> »Das wäre nämlich anders geworden, wenn der Clemens K. heute noch da wär. (...) dann wär man auf die Stühle gestiegen und hätt dann irgendwie eine Revolution ermöglicht oder irgend-etwas getan.«<sup>101</sup> Bevor die »Bottroper Protokolle« bei Suhrkamp erschienen, lehnte ein Münchener Verleger die Veröffentlichung mit der Begründung ab, er wolle sich kein kommunistisches Ei ins Nest legen lassen. Vielleicht nahm er auch nicht an, daß sie ein Geschäft werden könnten. Jedenfalls: »Die Abfolge der Protokolle zeigt deutlich den Willen zur Komposition; nicht allein Dokumentation wird angestrebt, sondern auch gezielte Veränderung durch sie: dies ist ein politisches Lehrstück neuer Art.«<sup>102</sup>

#### Die gesellschaftliche Bedeutung von Literatur

1970 habe ich allerdings – geprägt von den Enttäuschungen an der Universität – den Gedanken an einen künstlerischen Anspruch

\* Die KP war illegal als die »Bottroper Protokolle« entstanden.  
 \*\* »In dieser Versammlung kommt klar heraus (...), daß die lohnabhängigen Arbeiter (...) in ihrer aktuellen Bedrohung doch über das radikale Bewußtsein verfügen.« Es besteht eben bei ihnen eine mächtige, richtige Ahnung von dem wahren Zusammenhang der Verhältnisse, der nicht unbedingt schon zu seiner wahrheitsgemäßen Formulierung gebracht wird.«<sup>99</sup>

noch zurückgewiesen: »(D)iese ganze ‚Kunst‘, das ist ja eine Erfindung der bürgerlichen Gesellschaft!«<sup>103</sup> Es dauerte eine Weile bis ich begriff, daß »die von Marx charakterisierten verschiedenen geistigen Aneignungsweisen der Welt, z. B. die wissenschaftliche und die künstlerische, in keiner hierarchischen, sondern in einer korrelativen Beziehung zueinander stehen, daher auch nicht aufeinander zurückgeführt oder von einander abgeleitet werden können, sondern sich gegenseitig ergänzen«<sup>104</sup> und daß »(d)er Begriff des Abbildes und der Widerspiegelung umfassender ist als der Begriff der wissenschaftlichen Erkenntnis und der wissenschaftlichen Widerspiegelung, daß das erkennende Bewußtsein die objektive Realität nicht nur in rationaler, sondern auch in ideell-sinnlicher Form, zum Beispiel in Form von Wahrnehmungen, Vorstellungen, Emotionen usw. widerspiegelt.«<sup>105</sup> Die Entgegensetzung von Kampf- und Kunstwert der Literatur ist aus der mit dem Namen Lukács verknüpften Realismus-Debatte bekannt. »Da ist öfter vom Literarischen die Rede als handle es sich dabei um das Verpackungsmaterial für eine Ware, die es auch ohne Verpackung schon gibt und die man durch die Verpackung besser an den Mann zu bringen hofft.«<sup>106</sup> Und wenn G. Katrin Pallowski (wie Hans Magnus Enzensberger, der literarische und künstlerische Erzeugnisse wegen »politischer(r) Harmlosigkeit«<sup>107</sup> ablehnte\*) Literatur am Agitationswert mißt und »Selbstaussagen von Personen« als höchstens »taktisch erlaubt«<sup>109</sup> ansieht, beschränkt sie Literatur (und zwischenmenschliche Beziehungen) auf die ökonomischen und machtpolitischen Aspekte des Klassenkampfes.\*\* Solche Verarmung des Menschenbildes entspricht einer Gesellschaftsform, die auf Profitmaximierung basiert und dient letztlich ihrer Erhaltung. Eine Denkweise, die künstlerische Möglichkeiten ihrer Erhaltung wies hin auf das »Risiko, das fortan zum Schreiben von Gedichten, Erzählungen und Dramen gehört: das Risiko, daß solche Arbeiten von vornherein, unabhängig von ihrem Scheitern und Gelingen, nutz- und aussichtslos sind. Wer Literatur als Kunst macht, ist damit nicht wiederlegt, er kann aber auch nicht mehr gerechtfertigt werden.«<sup>108</sup>

\*\* Martin Walser: Hier »spricht linke Ungeduld, die im Grunde genommen Literatur für überflüssig hält.«<sup>110a</sup>

»Wenn die Kunst nur ‚Ausdruck‘ der Klassenideologie ist, dann müßte in einem geschichtlichen Entwicklungsstadium, in dem es keine Klassen und folglich auch keine Klassenideologie mehr gibt, die Existenz von Kunst überhaupt in Zweifel gezogen werden.«<sup>110b</sup>



lichkeiten (der Formen, des Vergnügens, der Wirksamkeit) eingeschränkt, ist obendrein unproduktiv. Nach Marx bejaht sich der Mensch in künstlerischer Tätigkeit »nicht nur im Denken, sondern mit allen Sinnen«<sup>111</sup>, es wird Zeit, das wieder zu entdecken. Es wäre überflüssig, so ausführlich auf G. Katrin Pallowski einzugehen (deren Äußerungen vor nun 6 Jahren erschienen), wenn ihre scheinbare Radikalität – die gelegentlich als Effektivität mißverstanden wurde – nicht Verwirrung stiften könnte. An anderer Stelle behauptet sie, daß die Produktionsweise »die Menschen (. . .) zu bloßen Personifikationen ökonomischer Funktionen degradiert«<sup>112</sup>, womit sich natürlich weitere Feststellungen über Individuen, die der Arbeiterklasse angehören, erübrigen. Dar- aus ergibt sich folgerichtig eine Ablehnung der »Kultur der Unter- klasse« als »schlimmste(r) Abhub (. . .) bürgerliche(r) Ideologie«<sup>113</sup> (was sie mit Lunatschewski zu beweisen glaubt) und wohl oder übel eine führende Rolle der Intellektuellen im Klassenkampf, denn so weit her ist's mit dem Proletariat offenbar nicht, selbst wenn man aus historischen Gründen kaum auf diese Leute ver- zichten kann. Das wird ganz nebenei – durch Zitate – angelegt: »(D)ie Situation des Proletariats bildet in dieser Gesellschaft keine Garantie der richtigen Erkenntnis«<sup>114</sup> und »Sein eigenes (das des Intellektuellen) Denken gehört als kritisches, vorwärtstreibendes Element mit zu ihrer (der Massen) Entwicklung.«<sup>115</sup> oder (mit Trotzki): »(D)ie Arbeit der Intelligenz ist (. . .) von der Bewußt- werdung der Arbeiter nicht wegzudenken.«<sup>116</sup>

#### Künstler und Arbeiterschaft

Aber wie ist die Rolle der Intellektuellen, der Schriftsteller im Klassenkampf? Dienend? Führend? Gibt es etwas Drittes?

Bürgerliche Autoren oder sich als unpolitisch verstehende Künst- ler suchen in letzter Zeit Kontakt zur Arbeiterschaft, sie schließen sich den Gewerkschaften an, um ihre ökonomischen Existenz- bedingungen und die Äußerungsfreiheiten zu sichern, die bisher durch das Grundgesetz garantiert schienen. Sie sind angewiesen auf Solidarität. Die Unterdrückung im Spätkapitalismus betrifft nicht nur die Lohnabhängigen. Die Verarmung des kulturellen

Lebens in der Bundesrepublik, die ökonomische Misere vieler Kulturschaffender sind ein Teil davon. Für den Autor ergibt sich in dieser Situation ein komplizierter Prozeß von Neubestimmung.

Doch nur wer seine eigenen Bedürfnisse selbstbewußt in ein Bünd- nis einbringt, kann produktiv sein, ist bei Auseinandersetzungen auch belastbar und wird als Partner ernst genommen. Und nur wer ohne Furcht, beeinträchtigt zu werden, einen andern gelten läßt, kann sich solidarisch verhalten.

Zehn Jahre nach Erscheinen der »12 Thesen zur westdeutschen Arbeiterliteratur« kann festgestellt werden, daß Arbeiter und An- gestellte angefangen haben zu schreiben (August Kühns Chronik einer Arbeiterfamilie »Zeit zum Aufstehn« erschien vor kurzem und wurde zum Erfolg; die bisher siebzehn Titel der Werkkreis- reihe haben über eine halbe Million Auflage erreicht; ein der Ar- beiterbewegung verpflichtetes Presse- und Verlagswesen entwickelt sich). Die Lust am Schreiben nimmt in der Bundesrepublik zu, und das, obgleich sozialdemokratische Vorstellungen von »Le- bensqualität« und »Mehr Demokratie wagen« verkümmert sind und die politische Linke zurückgedrängt wird (durch Berufsver- bote z. B. und den § 88a, der eine Übertragung der Berufsverbots- praxis auf Schriftsteller und Künstler möglich macht). Ist der Ge- danke an eine »revolutionäre Literatur«<sup>117</sup> \* aufgegeben worden? Haben wir eine »sich abzeichnende Verinnerlichung« vor uns, eine »Rückkehr ins private Leben (. . .) nach dem vorangegan- gen kulturellen, bildungspolitischen und Reformrummel«<sup>119</sup>?

Nun, die Auffassung, daß Literatur unmittelbar dazu dienen kön- ne, politische Prozesse in Gang zu setzen, hat sich überlebt.\*\*

\* Hans Magnus Enzensberger: »Heute liegt die politische Harmlosigkeit aller literarischen, ja aller künstlerischen Erzeugnisse überhaupt offen zu- tage: schon der Umstand, daß sie sich als solche definieren lassen, neu- tralisiert sie. Ihr aufklärerischer Anspruch, ihr utopischer Überschuß, ihr kritisches Potential ist zum bloßen Schein verkümmert.«<sup>118</sup>

\*\* Vgl. die Untersuchung Oskar Sahlbergs über die komplizierten Bedin- gungen des Entstehens von Kunstwerken am Beispiel Benns: »Eine Phantasie hat (. . .) eine zweifache Wurzel: Das Aufsteigen früher Wünsche bzw. Wunscherfüllungen (des Autors) erfolgt durch einen äußeren Anlaß, d. h. der dynamische Prozeß der psychischen Entfaltung wird durch die äußere Realität, also durch die gesellschaftliche Wirklichkeit ausgelöst. Die Wünsche inszenieren sich auf der Bühne der Geschichte, sie realisieren sich in den Denkfiguren der durch die Klassenkämpfe geschaffte-

Überlegungen zu einer Literatur, die »das Subjekt in der komplexen Vielseitigkeit seiner Individualität«<sup>121</sup> erfafst, sind ins Gespräch gekommen. Bedingungen für eine anhaltende Entpolitisierung sehe ich nicht: die Probleme dieser Gesellschaft verlangen Lösungen. Doch das »Vergnügen an der Meisterungsmöglichkeit des menschlichen Schicksals durch die Gesellschaft«<sup>122</sup> verlangt auch neue Überlegungen. Mir reicht die dokumentarische Literatur nicht mehr aus.\*

Ich möchte die Fülle der Möglichkeiten (Formen, Haltungen, Perspektiven) nutzen \*\* und das nicht nur aus Gründen politischer Einsicht, sondern um »Den Anspruch des Menschen auf Selbstverwirklichung. Sein Recht auf Individualität und Entfaltung seiner Persönlichkeit. Seine Sehnsucht nach Freiheit.«<sup>125</sup> für meine Person zu reklamieren. Ich möchte – über Fragen und Zuhören, über die Umsetzung eines Konzepts mit dramaturgischen Mitteln hinaus – meine Erfahrungen, meine Bedürfnisse, meine Gefühle einbringen, möchte meine Wünsche aussprechen (vielleicht sind es die anderer, vielleicht sprechen sie dann ihre aus); ich will vergleichen und prüfen, was möglich ist, will versuchen, Freiheiten, Fan-

Fortsetzung Fußnote zu Seite 113

nen Ideologien. Letztlich ist es also die geschichtliche, gesellschaftliche Wirklichkeit, die die seelischen Gestalten als tatsächlich existierende erzeugt. Diese Wirklichkeit läßt die Psyche mit ihren Möglichkeiten aus der Latenz oder Potentialität in die Erscheinung treten; sie prozessiert den Menschen aus sich selbst hervor.«<sup>120</sup>

\* Die »Mittel der Darstellung muß man nach ihrem Erfolg dem jeweiligen Objekt gegenüber beurteilen, nicht an sich, losgelöst von ihrem Objekt, durch den Vergleich mit alten Mitteln. Man muß die Literatur nicht von der Literatur aus beurteilen, sondern von der Welt aus, zum Beispiel von dem Stück Welt aus, das sie behandelt.«<sup>123</sup>

\*\* Merkmale des künstlerischen Wahrnehmungsprozesses:

» Wechselseitige Durchdringung von rationalen, emotionalen und anschaulichen Elementen; Einheit von Erkennen, Erleben und Werten des Gegenständlichen auf der Grundlage von wissenschaftlichen Erkenntnissen und Informationen, von philosophischen, weltanschaulichen, politischen, ethischen, ästhetischen Überzeugungen, Einstellungen und Idealen; intuitive und inspiratorische Momente bis hin zu unterbewußten Reaktionen und Stimmungen; Einfluß der Gesamtheit der intellektuellen, ethischen und sensuellen Kultur der Persönlichkeit. Auf dieser Basis werden ästhetische, ethische und politisch-ideologische Wertungen des Gegenständlichen vorgenommen, in denen dieses als schön oder häßlich, komisch oder tragisch, als heroisch oder banal, erhaben oder vulgär, als gut oder schlecht, erhaltenswert und verbesserbar oder verdammenswert und untergangstreif vergewenwärtigt wird, und Haltungen ihm gegenüber erzeugt, die durch En-

tasie, Spiel-Raum – mich selbst und die Beziehung zu anderen – auszuprobieren. Und wenn es Grenzen gibt (in mir, durch andere, in dieser Gesellschaft), so will ich das alles wenigstens gedacht haben!

Heißt das: Abschied von denen, die noch selten das Wort ergreifen, deren Impulse am Fließband, im Arbeitsalltag, verkümmern? Ich fühle mich ihnen durch Ausbildung und Fähigkeiten verpflichtet und habe keine Neigung, mich in einen Elfenbeinturm zurückzuziehen: dort wär's mir auf die Dauer zu eng, zu langweilig. Ich brauche die »handelnde Verbindung mit wirklichen gesellschaftlichen Prozessen«<sup>126</sup> so wie ich die Unterstützung von Arbeitern und Angestellten in einer Mediengewerkschaft brauche. Die Zerstörung der Kommunikationsfähigkeit ist Teil des Systems geworden, in dem wir leben. Rücksichtslose Konkurrenz (um das bessere Zeugnis, um die Lehrstelle, um einen befriedigenden Beruf, um Anerkennung, um Macht oder auch nur um einen Job) breitet sich aus; Angst, Haß und Vereinzelung sind das Ergebnis. Es ist nicht einfach, mutig zu sein oder glücklich. Sich verständigen können, sich helfen, gemeinsam etwas tun, sind Qualitäten im Klassenkampf geworden. Die Humanisierungsfunktion der Kunst gewinnt produktive Bedeutung.

#### Anmerkungen

- 1 Martin Walser »Berichte aus der Klassengesellschaft« in »Botroper Protokolle«, Frankfurt/M. 1968, S. 9/10.
- 2 Christa Wolf »Lesen und Schreiben«, Darmstadt und Neuwied 1972, S. 181.
- 3 Reinhard Baumgart »Die Literatur der Nicht-Autoren« in: MERKUR, Heft 8, Stuttgart 1970, S. 745.

Fortsetzung Fußnote zu Seite 114  
engagement oder Distanz, Parteilichkeit, Parteinahme oder Neutralität, Unverbundlichkeit, durch Hingabe oder Flucht, Konformität und Non-Konformität, durch Ironie, Sarkasmus usw. gekennzeichnet sind. Vermittelt durch die Gesamtheit der bewußten und unterbewußten, der kognitiven, emotionalen, axiologischen, voluntativen und gegebenenfalls auch irrationalen Momente, die den Wahrnehmungsprozeß charakterisieren, entsteht ein – letztlich geschichtlich-gesellschaftliches, klassenbedingtes, aber durch das relative persönliche »a priori« gebrochenes – »inneres Modell« der Außenwelt, dessen Beschaffenheit im Verein mit dem Talent, der Begabung, dem Genie des Autors den Werken ihre Individualität im Rahmen ihres allgemeinen Literaturcharakters verleiht.«<sup>124</sup>



- 4 Bertolt Brecht »Schriften zur Literatur und Kunst«, Berlin und Weimar 1966, Band 2, S. 188.
- 5 »alternative« Nr. 51, Berlin 1966, S. 206.
- 6 Hans Magnus Enzensberger »Gemeinplätze, die Neueste Literatur betreffen« in KURSBUCH Nr. 15, Frankfurt/M. 1968, S. 187, S. 188.
- 7 »alternative«, a.a.O., S. 206.
- 8 H. Heißenbüttel, zitiert nach: Kurt Batt »Die Exekution des Erzählers (II), Westdeutsche Romane um 1970«, in: SINN und FORM, Berlin, März 1973, S. 401.
- 9 Dieter E. Zimmer in: DIE ZEIT, Hamburg, 28.11.1969.
- 10 Reinhard Baumgart, a.a.O., S. 736.
- 11 Ursula Püschel »Dokumentarliteratur« in FORUM Nr. 16, Berlin 1975
- 12 »Bottroper Protokolle, aufzeichnet von Erika Kunge, Vorwort von Martin Walser«, Frankfurt/M. 1968
- 13 Bertolt Brecht in »Legende von der Entstehung des Buches Taoteking auf dem Weg des Laotse in die Emigration« in »Brecht, Ein Lesebuch für unsere Zeit«, Weimar 1960, S. 36.
- 14 Kurt Batt »Die Exekution des Erzählers (II), Westdeutsche Romane um 1970« in SINN und FORM, Berlin März 1973, S. 412/413.
- 15 Raoul Hübler »Triviale Dokumentation von der Scheinemanzipation? Zu Erika Runges Protokollen« in »Dokumentarliteratur«, Edition TEXT + KRITIK, München 1973, S. 14.
- 16 Klaus Birkenhauer »Nur keine Romane: Über die „dokumentarische Literatur“, Sendung im Süddeutschen Rundfunk am 2. Mai 1970.
- 17 Hans-Jürgen Heinrichs »Dokumentarische Literatur – die Sache selbst!« in »Dokumentarliteratur«, Edition TEXT + KRITIK, München 1973, S. 20.
- 18 Friedrich Engels an M. Harkness, Anfang April 1888, in »Marx, Engels, Lenin: Über Kultur, Ästhetik, Literatur« Leipzig 1975, S. 437.
- 19 Dieter E. Zimmer, a.a.O.
- 20 Wolfgang Harich »Der entlaufene Dingo, das vergessene Floß« in SINN und FORM, Berlin 1973, Heft 1, S. 205.
- 21 wie 20
- 22 Wolfgang Harich, a.a.O., S. 207.
- 23 derselbe, a.a.O., S. 206.
- 24 derselbe, a.a.O., S. 205.
- 25 derselbe, a.a.O., S. 213/214.
- 26 derselbe, a.a.O., S. 202.
- 27 Oskar Neumann »Contra Wolfgang Harich« in SINN und FORM, Heft 2, Berlin 1974, S. 420.
- 28 Wolfgang Harich, a.a.O., S. 208.
- 29 derselbe, a.a.O., S. 206.
- 30 derselbe, a.a.O., S. 201.
- 31 derselbe, a.a.O., S. 202.
- 32 Reinhard Baumgart, a.a.O., S. 745.
- 33 wie 32
- 34 derselbe, S. 746.
- 35 wie 34
- 36 derselbe, S. 736.
- 37 derselbe, S. 746.
- 38 G. Katrin Pallowski »Die dokumentarische Mode« in »Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften«, Stuttgart 1971, S. 250.
- 39 derselbe, S. 286.
- 40 derselbe, S. 287.
- 41 Michael Sertenberg im BAYERN-KURIER vom 14.12.1968
- 42 G. Katrin Pallowski, a.a.O., S. 269.
- 43 derselbe, a.a.O., S. 293.

- 44 dieselbe, a.a.O., S. 243.
- 45 dieselbe, a.a.O., S. 286.
- 46 dieselbe, a.a.O., S. 299.
- 47 dieselbe, a.a.O., S. 278.
- 48 dieselbe, a.a.O., S. 268.
- 49 Hans Magnus Enzensberger, a.a.O., S. 195.
- 50 derselbe, S. 192.
- 51 Peter J. Jansen, in FRANKFURTER ALLGEMEINE, Frankfurt, 9.12.1969
- 52 Martin Kurbiuhn »Formierte Gesellschaft« in DER MONAT, Berlin, Dezember 1968.
- 53 Helmut de Haas in DIE WELT, Berlin 10.10.1968
- 54 N. N. in MITTEILUNGEN DES DEUTSCHEN GERMANISTENVERBANDES, 16. Jahrgang, Nr. 2, Juni 1969.
- 55 F. K. Waechter »Erika Runges „Bottroper Protokolle“ in KREISEL Nr. 55, Schulzeitung des 4. Gymnasiums an der Kurt-Schumacher-Allee, Berlin o.J.
- 56 Peter Schütt in DIE ZEIT, Hamburg 29.11.1968.
- 57 Erasmus Schöfer in SÜDDEUTSCHE ZEITUNG, München, 25.11.68.
- 58 G. Katrin Pallowski, a.a.O., S. 271.
- 59 dieselbe, S. 284.
- 60 Ursula Reinhold »Dokumentarliteratur in der BRD« in »Funktion der Literatur, Aspekte – Probleme – Aufgaben«, Akademie-Verlag, Berlin 1975, S. 287.
- 61 Oskar Neumann, a.a.O., S. 421.
- 62 Raoul Hübler, a.a.O., S. 129.
- 63 derselbe, S. 130.
- 64 derselbe, S. 145.
- 65 derselbe, S. 128/129.
- 66 Gerhard Bauer »Arbeiterliteratur in der BRD: „Schreibende Fiktion“ oder Parteinahme im „Kampf der Lohnabhängigen“?« in »Sozialistische Zeitschrift für Kunst und Gesellschaft«, Nr. 13/14, 1972, S. 100.
- 67 Raoul Hübler, a.a.O., S. 147.
- 68 Helmut de Haas in DIE WELT, Berlin 10.10.1968.
- 69 Marita Mester »Autoren kommen aus dem Alltag, Himmelstürmer sind nicht dabei«, in WESTFÄLISCHE RUNDSCHAU, 16./17.11.68.
- 70 Reinhard Baumgart, a.a.O., S. 741.
- 71 derselbe, S. 737.
- 72 G. Katrin Pallowski, a.a.O., S. 296.
- 73 derselbe, S. 295/296.
- 74 Michael Sertenberg, a.a.O.
- 75 G. Katrin Pallowski, a.a.O., S. 300.
- 76 Erasmus Schöfer in: Heinz Ludwig Arnold »Die Gruppe 61«, II, Süddeutscher Rundfunk, Sendung vom 5.6.1970, Manuskript, S. 24.
- 77 Erika Runge in: Klaus Birkenhauer »Nur keine Romane: Über die „dokumentarische Literatur“, Süddeutscher Rundfunk, Sendung vom 2. Mai 1970.
- 78 Erika Runge »Frauen – Versuche zur Emanzipation«, Frankfurt/M. 1970, S. 271.
- 79 Raoul Hübler, a.a.O., S. 134.
- 80 derselbe, S. 138.
- 81 derselbe, S. 135.
- 82 Lothar Peter »Botschaft aus dem außeruniversitären Bereich«, in MARBURGER BLÄTTER, Marburg 20.7.1969.
- 83 Raoul Hübler, a.a.O., S. 134.
- 84 Clemens K. in »Bottroper Protokolle«, Frankfurt/M. 1968, S. 25.
- 85 Maria B. in »Bottroper Protokolle«, a.a.O., S. 87.

- 86 dieselbe, S. 88.  
 87 dieselbe, S. 91.  
 88 Raoul Hübner, a.a.O., S. 137.  
 89 Hans-Jürgen Heinrichs, a.a.O., S. 22.  
 90 Gottfried Just »Jenseits der Literaturgeschichte« in SÜDDEUTSCHE ZEITUNG, München 14./15.9.1968.  
 91 Johann Schneider »Was ist der Mensch?« in NATIONAL ZEITUNG, Basel 13.12.1969.  
 92 Hans Gerd Rötzer »Kein Platz für die Arbeitswelt – Plädoyer für die Erweiterung des Literaturbegriffs« in RHEINISCHER MERKUR, Koblenz 30.10.1970.  
 93 Hans Magnus Enzensberger, a.a.O., S. 189.  
 94 G. Katrin Pallowski, a.a.O., S. 292.  
 95 dieselbe, S. 300.  
 96 dieselbe, S. 293.  
 97 dieselbe, S. 288.  
 98 Raoul Hübner, a.a.O., S. 141.  
 99 dieselbe, S. 143.  
 100 »Bottroper Protokolle«, a.a.O., S. 159.  
 101 dieselben, S. 160.  
 102 Hansjürgen Rinke, Besprechung der »Bottroper Protokolle« für VER- EINGTE JUGENDSCHRIFTEN-AUSSCHÜSSE (AGDL), LV Niedersachsen, Nr. 19895, Hannover 11.10.1968.  
 103 Erika Runge »Filmen für eine bessere Gesellschaft« in FERNSEHEN und FILM, März 1970, S. 22.  
 104 Manfred Naumann »Probleme der literarischen Produktion von Vorgänger für die Rezeption« in »Gesellschaft, Literatur, Lesen – Literaturrezeption in theoretischer Sicht«, Berlin und Weimar 1975, S. 44.  
 105 wie 104.  
 106 Martin Walser »Wie und wovon handelt Literatur« in SINN und FORM, Heft 2, Berlin 1974, S. 432.  
 107 Hans Magnus Enzensberger, a.a.O., S. 194.  
 108 dieselbe, S. 195.  
 109 G. Katrin Pallowski, a.a.O., S. 289.  
 110 a) Manfred Naumann, a.a.O., S. 42.  
 111 Karl Marx/Friedrich Engels, Werke, Berlin 1956 ff. Ergänzungsband 1, S. 541.  
 112 G. Katrin Pallowski, a.a.O., S. 243.  
 113 dieselbe, S. 296.  
 114 dieselbe, S. 293/294, nach M. Horkheimer »Traditionelle und Kritische Theorie«, Frankfurt/M. 1968.  
 115 dieselbe, S. 294, nach Horkheimer, a.a.O.  
 116 dieselbe, S. 293, nach Leo Trotzki »literatur und revolution«, Berlin 1968, und M. Horkheimer, a.a.O.  
 117 Hans Magnus Enzensberger, a.a.O., S. 195.  
 118 dieselbe, S. 194.  
 119 Hans Roepert »Rezession – eine derbe Lektion« in FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG, Frankfurt/Main 13.2.1976.  
 120 Oskar Sahiberg »Gottfried Benns Phantasiewelt«, Edition text + kritik, München, Herbst 1976.  
 121 Dieter Schlenstedt/Rosemarie Lenzer »Produktive Funktionen der Literatur« in »Gesellschaft, Literatur, Lesen – Literaturrezeption in theoretischer Sicht«, Berlin und Weimar 1975, S. 451.  
 122 Bertolt Brecht, »Schriften zum Theater«, Berlin und Weimar 1964, Band 7, S. 341.  
 123 Bertolt Brecht, wie Anm. 4.

- 124 Manfred Naumann, a.a.O., S. 51.  
 125 Christa Wolf, a.a.O., »Die zumutbare Wahrheit – Ingeborg Bachmann«, S. 130.  
 126 dieselbe, S. 128.

AutorenEdition bei C. Bertelsmann, München

Herausgegeben von

Uwe Friesel Gerd Fuchs Richard Hey Uwe Timm

# kont text

*Literatur und Wirklichkeit*

*herausgegeben von*

*Uwe Timm und Gerd Fuchs*

**AutorenEdition**

PT  
40  
LS

PANSKUS, Hartmut, Buchwerbung in Deutschland, in: Heinz Ludwig Arnold (Hg.), Literaturbetrieb in Deutschland, Stuttgart, München, Hannover 1971, S. 78-90

SCHMIDTCHEN, Gerhard, Lesekultur in Deutschland, Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel 70/1968, S. 1977-2152

SCHMIDTCHEN, Gerhard, Lesekultur in Deutschland 1974, Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel 39/1974, S. 705-896

STERN, Annemarie, Diskussionsbeitrag, in: Arbeitstagung der DKP zu Fragen der Literatur, München 30./31.3.1974, München 1974, S. 151-153

ULLE, Dieter, HECKEL, Erna, HOCHMUTH, Arno, KESSLER, Horst, ZIERMANN, Klaus, Imperialismus und Kultur, München 1975

Karl Robert Mandelkow

Neuer und sozialistischer Realismus

### Zu Fragen der Rezeption von DDR-Literatur in der Bundesrepublik

Ein literatursoziologisches Faktum von großer Bedeutung für die Bundesrepublik im letzten Jahrzehnt ist die Präsenz der DDR-Literatur auf dem Buchmarkt nicht nur, sondern auch als Gegenstand literaturkritischer, literaturtheoretischer und literaturgeschichtlicher Arbeiten. Man wird kaum mehr, wie es noch jüngst in der Ankündigung des von Gert Mattenklott und Klaus Scherpe herausgegebenen Bandes »Neuere Tendenzen der DDR-Literatur« geschehen ist, von einem »hinsichtlich der DDR-Literatur eher bescheidenen Informationsniveau« sprechen können<sup>1</sup>, eher von einer Überinformation, die sich in einer nur noch durch einen Spezialisten zu bewältigenden Fülle von Gesamtdarstellungen, Dokumentationen und Spezialabhandlungen niedergeschlagen hat.<sup>2</sup> Ein bemerkenswertes Defizit dieser in Überkompensation ihrer fast zwanzigjährigen Tabuisierung fast übereifrig betriebenen Aneignung der DDR-Literatur ist die Frage nach den gesellschaftlichen und den ästhetischen Bedingungen, die diesem fast plötzlich erwachten und unvermindert anhaltenden Interesse zugrundeliegen. Damit aufs engste verknüpft ist die Frage, ob sich dieser Rezeptionsvorgang weitgehend unabhängig und isoliert von der Entwicklung der westdeutschen Literatur selber vollzogen hat, oder ob hier rezeptionsbedingende und rezeptionsfördernde Gleichzeitigkeiten in Theorie und Praxis der Literatur in beiden deutschen Staaten vorliegen, die zu untersuchen sich lohnt. Der folgende Beitrag soll ein bescheidener erster Versuch in dieser Richtung sein. Es versteht sich von selbst, daß eine so komplexe Fragestellung innerhalb des gebotenen Raums nur thesenhaft verkürzt und unter Verzicht auf detaillierte Analysen entwickelt werden kann.

Es ist aufschlußreich, in einer Art Momentaufnahme noch einmal die literarische Konstellation zu rekonstruieren, in deren Zeichen die Entdeckung der DDR-Literatur in der Bundesrepublik einsetzt. Am Anfang steht die 1965 erschienene Anthologie »Mitteldeutsche Erzähler« von Hans Peter Anderle, die im Unterschied zu vorangegangenen Sammlungen wie Marcel Reich-Ranickis »Auch dort erzählt Deutschland« (1960) zum erstenmal ein repräsentatives Bild der derzeitigen DDR-Literatur vermittelt, vor allem im Hinblick auf den Aspekt der literarischen Darstellung der DDR-Wirklichkeit selbst. Das Verhältnis zwischen westdeutscher und »mitteldeutscher« Literatur wird von Anderle in seiner Einleitung folgendermaßen charakterisiert: »Obwohl es sicher mehr Berührungspunkte zwischen der westdeutschen und der mitteldeutschen Literatur gibt, als allgemein angenommen wird (Hang zur Institutionalisierung, sozialkritisches Element, Vorliebe für traditionelle Schreibweisen), ist ihre asymmetrische, zum Teil sogar gegenläufige Entfaltung heute einfach nicht mehr zu übersehen. Denn während die westdeutsche Literatur, vom gemeinsamen Nullpunkt des Jahres 1945 her betrachtet, inzwischen bereits zwei Entwicklungsphasen durchlaufen hat (»Kahlschlagliteratur« und Besinnungsliteratur der ersten 60er Jahre), verharrte die mitteldeutsche fast ein Jahrzehnt auf ihrem ursprünglichen Stand, bis sie, um das Jahr 1960 etwa, nun auch ihrerseits zu einer formalen wie thematischen Wandlung ansetzte. Ferner blieb die Arbeitswelt aufgrund der besonderen ökonomischen Verhältnisse Mitteldeutschlands beherrschendes Lebensklima und vornehmster literarischer Gegenstand, während sich die westdeutsche Dichtung längst den Problemen der Individual-Sphäre zugewandt hatte.«<sup>3</sup> Das Verharren in der Sphäre der Arbeitswelt auf der einen und die Gestaltung von Problemen der Individual-Sphäre auf der anderen Seite ist in dieser Argumentation das dichotomisch-asymmetrische Verhältnis der beiden deutschen Literaturen zueinander. Erwähnt wird die »formale und thematische Wandlung« der DDR-Literatur seit 1960, unerwähnt bleibt jene oppositionelle Bewegung innerhalb der westdeutschen Literatur, die in Polemik gegen die Dominanz einer Literatur der Individual-Sphäre die Einbeziehung der Arbeitswelt in die Literatur programmatisch gefordert hatte, die Dortmunder Gruppe 61. War für die Gruppe 47 die DDR-Literatur als mög-

cher Anknüpfung- und Orientierungspunkt gleichsam nicht-existent gewesen, so ist für die Dortmunder die Existenz einer Arbeitsweltliteratur im anderen deutschen Staat ein wichtiges Faktum ihres eigenen Selbstverständnisses. In dem ein Jahr nach Anderles Anthologie erscheinenden manifestartigen Almanach der Gruppe 61 »Aus der Welt der Arbeit« wird das Fehlen einer Literatur der Arbeitswelt in der Bundesrepublik unter direkter Bezugnahme auf das Programm des Bitterfelder Weges zur Achse der in diesem Band enthaltenen theoretischen Äußerungen. So zitiert Wolfgang Promies die 1964 in den »Weimarer Beiträgen« erschienene »Skizze zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur von den Anfängen der deutschen Arbeiterbewegung bis zur Gegenwart«, die mit folgender Zusammenfassung der Richtlinien der 2. Bitterfelder Konferenz schließt: »Die großen gesellschaftlichen und ökonomischen Umwälzungen, die sich in unserer Epoche vollziehen, verlangen vom Schriftsteller die Kenntnis der wichtigsten Erscheinungen und Prozesse, die die technische Revolution bei der grundlegenden Veränderung der Lebens- und Arbeitsweise der Menschen in der sozialistischen Gesellschaft bewirkt. Es genügt nicht mehr, Einzelheiten der menschlichen Probleme im Produktionsprozeß aufzuspüren, sondern der Schriftsteller muß die großen politischen, ökonomischen und technischen Zusammenhänge kennen, um von dieser Warte die Entwicklung der Menschen und ihrer Beziehungen künstlerisch zu gestalten.« Über die Anwendung dieser Zielvorstellungen auf das Programm einer westdeutschen Arbeitsweltliteratur schreibt Promies: »Streicht man die Vokabel ‚sozialistisch‘ vor Gesellschaft weg, unterstreicht man kräftig das Adverb ‚künstlerisch‘, so erhalten wir Thesen, die auch im Westen durchaus lesbar und bemerkenswert anmuten.«<sup>4</sup> Daß eine derartige Bezugnahme auf Theorie und Praxis des sozialistischen Realismus in der DDR im Jahre 1966 noch immer fast einem Skandal gleichkam, wird in Formulierungen wie der folgenden deutlich: »Es wäre töricht, wollte man verschweigen, daß die Gruppe 61 in der DDR auf größtes Interesse gestoßen ist; spricht das allein gegen ihre Mitglieder und deren Veröffentlichungen?«<sup>5</sup> Die Abgrenzung und die Betonung der Eigenständigkeit wird im Almanach nach dem auch deutlich genug formuliert. Bereits 1964 hatte sich Max von der Grün in dem Düsseldorfer Autorengespräch »Arbei-

terdichtung in Ost und West« Erwin Strittmatter gegenüber zu einem kritischen Pragmatismus bekannt, der sich keiner Ideologie verpflichtet weiß und es grundsätzlich ablehnt, »Lösungen« sozialer Konflikte anzubieten, sondern sich darauf beschränkt, vorhandene Zustände ehrlich darzustellen.<sup>6</sup> Gerade das Angebot von »Lösungen« aber hatte Strittmatter im Anschluß an Walter Ulbrichts programmatische Rede auf der 2. Bitterfelder Konferenz gefordert. Unbeschadet der ideologischen Divergenz begegnete sich die Gruppe 61 und die im Zeichen des Bitterfelder Weges stehende DDR-Literatur in der Gemeinsamkeit von drei Programmpunkten: 1. Die Darstellung der Arbeits- und Berufswelt als vorrangiger literarischer Gegenstand. 2. Die realistische Schreibweise. 3. Die Betonung der »künstlerischen« Formgebung in Abgrenzung gegen spezifisch proletarische oder profetkultische Traditionen und Tendenzen. Die Rückgewinnung »realistischer« Schreibweisen und -methoden war in der Mitte der 60er Jahre nicht allein nur für die Dornmunder Gruppe 61 charakteristisch, sie wurde als Forderung auch von einer Reihe jener Theoretiker erhoben, die bislang fast ausschließlich Wortführer einer nichtrealistischen, modernistischen Avantgarde gewesen waren. So verkündet Dieter Wellershoff 1965 einen »Neuen Realismus«, der von ihm folgendermaßen definiert wird: »An Stelle der universellen Modelle des Daseins, überhaupt aller Allgemeinvorstellungen über den Menschen und die Welt tritt der sinnlich-konkrete Erfahrungsausschnitt, das gegenwärtige alltägliche Leben in einem begrenzten Bereich.«<sup>7</sup> Walter Höllerer hatte schon ein Jahr zuvor in einem Aufsatz in den »Akzenten« der von ihm jahrelang propagierten Avantgarde den Abschied erteilt und gleichfalls für einen »neuen Realismus« votiert.<sup>8</sup> Dazu schreibt Marcel Reich-Ranicki im Februar 1965 in der »Zeit«: »Die Abkehr von der Avantgarde, von dem Artifizialen und dem Esoterischen braucht wohl keinem Zweifel mehr zu unterliegen. Dem entspricht die eindeutige Hinwendung zum Konkreten, zum Stoff, zum greifbaren Gedanken, zur Wirklichkeit, zur Gegenwart, zu unserer tatsächlichen Umwelt und somit zugleich zum Leser und zum Zuschauer. Haben wir es jedoch mit dieser gegenwärtigen Hinwendung auch mit einer Entscheidung zu Gunsten des Realismus in der modernen Literatur zu tun? Ja, gewiß, in vielen Fällen ist es so. Aber keineswegs immer. Zunächst einmal: Da alles fließt

und man daher, wie seit Jahrtausenden bekannt, nicht zweimal in denselben Fluß steigen kann, kann auch der Realismus, dem wir heute begegnen, nicht mehr der alte sein. Ihn kennzeichnet vor allem, glaube ich, das Bewußtsein seiner begrenzten Möglichkeiten. In diesem Sinne ist es ein bescheidener, undogmatischer und nach allen Seiten hin offener Realismus. Er entzieht sich jeder programmatischen Festlegung und wird sich ihr, vermute ich, auch weiterhin entziehen – was ich übrigens keineswegs beklaage.«<sup>9</sup> Reich-Ranickis Plädoyer für einen »offenen Realismus« ähnelt formal dem Realismus-Konzept des französischen Marxisten Roger Garaudy, das dieser in seinem 1963 erschienenen Essay-Band »D'un Réalisme sans Rivages« entworfen hatte. Die Stoßrichtung dieser beiden im Konzept eines »offenen Realismus« konvergierenden Positionen war allerdings diametral entgegengesetzt. Ging es den Autoren Wellershoff, Höllerer und Reich-Ranicki um die Wiederanknüpfung an das Konkrete, Sinnliche der erfahrenen Alltagswirklichkeit, so richtet sich Garaudys Angriff gegen die dogmatische Reglementierung und Einengung des Realismusbegriffs durch einen restringierten Begriff von sozialistischem Realismus, der die Errungenschaften der modernen Kunst aus diesem Realismuskonzept verbannt hatte. Die zweite wichtige Anthologie von Texten der DDR-Literatur, der 1967 bei Rowohlt erschienene, von Hildegard Brenner herausgegebene Band »Nachrichten aus Deutschland«, der eine wesentliche Funktion in der Rezeptionsgeschichte der DDR-Literatur in Westdeutschland gehabt hat, entspricht in der getroffenen Auswahl weitlich jener Konzeption eines offenen oder erweiterten Realismus und war geeignet, eingeschlossene Vorstellungen von einem »ostzonalen« sozialistischen Realismus zu revidieren. Hier abgedruckte Autoren wie Peter Hacks und Heiner Müller auf dem Gebiet des Dramas, Peter Huchel, Günter Kunert, Heinz Kahlau, Reiner Kunze und Sarah Kirsch auf dem Gebiet der Lyrik und Hermann Kant, Werner Bräunig, Fritz Rudolf Fries, Christa Wolf und Günter de Bruyn im Bereich der Prosa dokumentierten eine experimentierfreudige, vielseitige und neue Wege realistischen Schreibens erprobende Literatur, deren Existenz in der Bundesrepublik mit Überraschung und Erstaunen registriert wurde. Das in dieser Anthologie sich repräsentierende Bild der DDR-Literatur

bot die Möglichkeit, den von westdeutschen Autoren programmatisch geforderten Neuen Realismus jedenfalls tendenziell mit einer Reihe der hier veröffentlichten Texte zu vermitteln, zumal das Angebot dieser neuen Literatur auf einen Tiefpunkt der eigenen Literaturentwicklung traf und eine Art Ersatzfunktion für eine literarische Öffentlichkeit bekam, die mit der Stagnation einer zwischen der Agonie der Gruppe 47 und der wenig später erfolgten Losung vom Ende der Kunst dahinsiechenden westdeutschen Literatur konfrontiert war. Die partielle Konvergenz von Neuem Realismus und sozialistischem Realismus entpuppte sich jedoch in gleicher Weise als eine Illusion wie die mögliche Annäherung und Verständigung zwischen dem Bitterfelder Weg und der Dortmunder Gruppe 61, wennschon die Gleichzeitigkeit dieser Tendenzen eine wesentliche Bedingung der jetzt einsetzenden Rezeption der DDR-Literatur gewesen ist. Nach der kurzen Charakteristik der programmatischen Zäsur der Jahre 1964/66 innerhalb der westdeutschen Literatur soll jetzt ein gleichzeitiger Blick auf die andere Seite gerichtet werden, die DDR.

Das berüchtigte 11. Plenum des ZK der SED im Dezember 1965 stellte unmißverständlich klar, daß die These eines »offenen« Realismus als revisionistischer Import abzulehnen sei. Die Verdikte dieses Plenums trafen z. T. genau jene Autoren und z. T. auch jene Texte, die in der Dokumentation von H. Brenner für westliche Erwartungshaltung Möglichkeiten der Anknüpfung boten. Es ist kein Zufall, daß gerade Garaudys obenerwähntes Buch, das im Jahr der Kafka-Konferenz erschienen und in den Jahren nach der 2. Bitterfelder Konferenz in der DDR Gegenstand heftiger und kontrovers geführter Debatten gewesen war, die Ziel-scheibe parteioffizieller Polemik auf diesem Plenum wurde. Gegenüber westlichen Umarmungs- und Vereinnahmungsversuchen wurde kategorisch auf das Interpretationsmonopol der eigenen Kunst und Literatur verwiesen und entschieden jede, auch und gerade die wohlgemeinte, Einmischung in die eigenen Angelegenheiten abgelehnt. Die neue Kulturpolitik fand ihr Pendant in dem großangelegten Versuch einer Reformulierung der bisherigen Theorie des sozialistischen Realismus, in der die systemsprengenden Tendenzen der jüngsten Entwicklung aufgefangen und parteilich inte-

griert werden konnten, ohne dabei Anleihen bei revisionistischen Theoretikern machen zu müssen. Diesen Versuch unternahmen die Literaturwissenschaftler Erwin Pracht und Werner Neubert in ihrem Aufsatz »Zu aktuellen Grundfragen des sozialistischen Realismus in der DDR«, der 1966 in der »Neuen Deutschen Literatur« erschien und in den erweiterten und jeweils an die veränderte Situation angepaßten Buchfassungen von 1970 und 1975 bis heute die offizielle Theorie des sozialistischen Realismus in der DDR gebildet ist.<sup>10</sup> Der Aufsatz von 1966 versteht sich selbst als Diskussionsgrundlage, die die Beschlüsse des 11. Plenums für eine der neuen Situation angepaßte »moderne« Realismustheorie verarbeitet und reflektiert hat. In unserem Zusammenhang sind vier Punkte von besonderer Bedeutung. 1. Die endgültige Verabschiedung der Literaturtheorie von Georg Lukács, die, wenschon offiziell seit 1956 verdammt, noch immer stillschweigend akzeptierte Grundlage aller literaturtheoretischen Reflexionen bis zu diesem Zeitpunkt geblieben war. 2. Die Ersetzung von Lukács durch das Triumvirat Brecht, J. R. Becher und A. Seghers. Durch diese Umbesetzung der literaturtheoretischen Tradition war dreierlei erreicht: es wurde eine spezifisch DDR-eigene theoretische Tradition kanonisiert, mit deren Hilfe man auf jeden fremden Argumentationsbeistand gelaube verzichten zu können. Durch die Autorität von Brecht war die »Modernität« und die grundsätzliche Überlegenheit dieses Entwurfs gegenüber allen revisionistischen Erweiterungsangeboten von außen gesichert. Die Einbeziehung von J. R. Becher und A. Seghers wirkte als neutralisierendes Moment gegenüber den modernistischen und formalistischen Momenten, die man durch die Inanspruchnahme Brechts hatte in Kauf nehmen müssen. 1966 waren im Aufbau-Verlag jene drei Bände »Schriften zur Literatur und Kunst« von Brecht erschienen, die das vollständige Material seiner Auseinandersetzung mit Lukács aus den Jahren 1937 bis 1941 enthielten, dessen Veröffentlichung Brecht aus taktischen Gründen seinerzeit zurückgehalten hatte. Brechts jetzt zum erstenmal der Öffentlichkeit zugänglichen Attacken gegen den Begriff der Volkstümlichkeit, sein Eintreten für den »Formalismus« von Joyce und seine Kritik an der Widerspiegelungstheorie: dies alles schien gerade dem erweiterten Realismus jener sozialistischen Autoren Recht zu geben, die auf dem 11. Plenum so scharf kritisiert wor-



den waren. Die Brecht-Publikation barg also zu diesem Zeitpunkt eine außerordentliche Gefahr für die offizielle Literaturpolitik in sich, zugleich jedoch auch die einmalige Chance, sich der »modernen« Argumente Brechts defensiv gegen einen modernistischen Revisionismus zu bedienen. Das Resultat dieses zwischen der Skylla der Moderne und der Charybdis einer dogmatisch erstarrten Realismuskonzeption sich hindurchlavierenden Theorieentwurfs war ein Eklektizismus, der durch die Kontamination der theoretischen Äußerungen von Brecht, J. R. Becher und A. Seghers eine größtmögliche Vermittlung von Traditionalität und Modernität zu erreichen suchte. 3. Brechts Diktum von der »Weite und Vielfalt« des sozialistischen Realismus trat an die Stelle des Garaudy'schen »Realismus ohne Ufer«. Die durch die eigene literarische Praxis längst fällig gewordene Öffnung des Realismusbegriffs wurde durch Brecht und nicht durch die »Revisionisten« Garaudy und Ernst Fischer sanktioniert. 4. Das Theorem vom »prägnanten Punkt« (J. R. Becher) als integrierendes Moment der Parteilichkeit. Becher hatte in der These 211 seines theoretischen Hauptwerkes »Das poetische Prinzip« den von Pascal und Goethe entlehnten Begriff des »prägnanten Punktes« als zentrales Gestaltungsprinzip des sozialistischen Künstlers bezeichnet, indem er ihn als Standpunkt der Parteilichkeit auslegte. Diese an sich nicht sehr originelle sozialistische Inanspruchnahme eines älteren Begriffs wird nun von Pracht und Neubert auf das Verhältnis von Kunst und Wissenschaft übertragen. Der »prägnante Punkt« ist die für den sozialistischen Künstler immer schon vorgegebene, seine Subjektivität und seinen individuellen Erfahrungshorizont immer schon transzendierende wissenschaftliche Weltauslegung des Marxismus-Leninismus, die seinem eigenen Schaffen immer schon vorausliegt und die es ihm ermöglicht, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft »richtig«, d. h. objektiv darzustellen. »Dieser prägnante Punkt ist eigentlich der Stand-Punkt, der uns gleichermaßen Überblick, Rückschau und Detailkenntnis vermittelt, der uns in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft blicken läßt und uns gleichermaßen den Blick öffnet und uns die Möglichkeit eröffnet, auf den Grund der Dinge zu blicken.«<sup>11</sup> Die Wirklichkeit, so können wir diese Aussage verallgemeinern, ist für den marxistisch-sozialistischen Autor eine bereits vordefinierte, eine schon ausgelegte Wirklichkeit, sie hat ihre

»Wahrheit« vor und jenseits jeder individuellen Interpretation, die dieser »Wahrheit« nur im Modus subjektiver Wahrfähigkeit folgen, mit ihr jedoch nicht im autonomen Zugang konkurrieren kann. Wissenschaft und Kunst stehen in einem arbeitsteiligen Verhältnis, derart, daß die Kunst dasjenige wirkungssästhetisch in Bildern darstellt, was die Wissenschaft gnoseologisch immer schon begrifflich erfaßt hat. Dieses Modell, das die Literaturtheorie und Literaturpraxis der DDR bis in den Beginn der 70er Jahre hinein beherrscht hat, entspricht genau der vorkantischen, aufklärerischen Ästhetik, die in dieser Phase der Geschichte der DDR-Literatur und -Theorie eine einzigartige Renaissance erfährt. Dieses Modell reflektierte zugleich Forderungen des »Neuen ökonomischen Systems der Planung und Leitung« (NÖS), das auf dem VI. Parteitag der SED im Januar 1963 zum erstenmal vorgestellt und erläutert worden war. Der Schriftsteller erhält die Funktion eines »Planers und Leiters«, d. h. er schreibt aus jener standpunktfesten Perspektive der Überlegenheit, die subjektive Erfahrung immer korrigierbar macht durch ein jeder Erfahrungswirklichkeit (Erscheinung) vorausliegendes Allgemeines (Wesen). So wird erfahrene Entfremdung und Verdinglichung immer schon dargestellt im Modus ihrer aufgehobenheit. Der Realismus einer Literatur, die dieser Theorie entspricht, ist nicht primär ein Realismus der subjektiven Ehrlichkeit, wie ihn Max von der Grün im Düsseldorf Autorengespräch E. Strittmatters gegenüber geltend gemacht hatte, sondern ein Realismus der richtigen Perspektive, die nicht unbedingt zu der subjektiven Ehrlichkeit in Widerspruch stehen muß, ihr jedoch übergeordnet bleibt. Diese richtige Perspektive der wissenschaftlichen Weltauslegung des Marxismus-Leninismus, die für marxistisches Selbstverständnis grundsätzlich unüberholbar, unüberbietbar und ohne Alternative ist, garantiert dem sozialistischen Autor jenes Allgemeine, das in der spätbürgerlichen Literatur durch Integration transzendentaler Reflexion in das Werk jeweils als Bedingung mitgeliefert werden muß, um die Symbolfähigkeit des je besonderen dargestellten Details zu retten. So ist etwa für einen der bedeutendsten Vertreter des spätbürgerlichen Romans und seiner Theorie, für Hermann Broch, das realistische »Geschichtel-Erzählen« sinnlos geworden in einer Welt, in der das realistische Abbild keinerlei Erkenntniswert mehr besitzt. Das Besondere eines Erfahrungsausschnitts ist nicht mehr mit dem All-



gemeinen einer erkenntnismäßigen Durchdringung von Wirklichkeit vermittelbar. Auch die totale Mobilisierung von differenzierten Darstellungsformen wie im Falle von Joyce vermag zwar ein der Komplexität der modernen Wirklichkeit adäquates und auf der Höhe der Produktionsmittel stehendes Abbild zu geben, allerdings nur auf Kosten ihrer Durchschaubarkeit und unter Preisgabe der Möglichkeit eines verändernden Eingriffs in die dargestellte Wirklichkeit. Für den Autor der »Schlafwandler« lag die Lösung dieses Dilemmas in dem kühnen Versuch, wissenschaftliche und ästhetische Darstellung der Wirklichkeit in einem Werk zu vereinen dadurch, daß der Realismus der erzählerischen Partien des Werkes erkenntnistheoretisch perspektiviert wurde durch den »prägnanten Punkt« der geschichtsphilosophischen Theorie der in den Roman einmontierten theoretischen Exkurse. Das führte zu einer überaus komplizierten und komplexen Verbindung von mimetischer Darstellung und ihrer theoretischen Abstraktion und dokumentierte paradigmatisch das Dilemma, in der sich eine hochreflektierte bürgerliche Romankunst am Beginn der 30er Jahre befand. Dieses Dilemma ist in der Theorie des sozialistischen Realismus aufgehoben durch das Dekret, daß eine nachbürgerliche Literatur vom Legitimationszwang durch ein immanentes Allgemeine befreit sei, da dieses Allgemeine immer schon die vorausgesetzte Bedingung jeder Form der Weltaneignung im Sozialismus ist. Bezogen auf realistische Erzählen bedeutet dies, daß der jeweils besondere Erfahrungsausschnitt seine repräsentanzlose Isolierung verloren hat, da er immer schon symbolfähiger Teil einer Gesamtauslegung von Wirklichkeit ist, an der der sozialistische Autor parteilich partizipiert. Eine Übertragung sozialistischer Erzählmodelle in einen nichtsozialistischen Rezeptionskontext ist daher schlechterdings unmöglich, da die Bedingungen, auf denen dieser Realismus aufruht, an das hic et nunc einer Gesellschaftsordnung gebunden ist, die Voraussetzung für die Realisierung jenes gesamtgesellschaftlich Allgemeinen ist. Demzufolge ist auch jede nicht-sozialistische Rezeption von sozialistischer literarischer Literatur eine entfremdete. Der naive, nichttranszendente Realismus der DDR-Romane des Bitterfelder Weges ist für ein bürgerliches ästhetisches Bewußtsein, auch und gerade für ein sog. »linkes«, unrettbar. Diese Romane verfallen in dem Moment dem berechtigten Verdikt des bürgerlichen Kritikers, wenn dieser

sich außerhalb der Bedingungen begibt, die die »Naivität« dieses Realismus allererst ermöglichen und legitimieren. Eine adäquate ästhetische Beurteilung dieses Realismus ist außerhalb des Regelkreises der marxistischen Weltauslegung nicht möglich. Nicht die falsche ästhetische Theorie eines modernen bürgerlichen Kritikers ist die Ursache seiner »Fehlinschätzung« dieser Werke, sondern seine Nichtidentifikation mit deren erkenntnistheoretischen Voraussetzungen. Die Wahrheit des Ästhetischen ist eine teilbare wie das politische Fundament ein geteiltes ist, auf dem sie jeweils aufruht. Viele unsinnige und verqualte Diskussionen in der literarischen Ost-West-Auseinandersetzung hätten vermieden werden können, wenn dieses unanfechtbare Faktum als erkenntnistheoretische Prämisse in sie eingegangen wäre.

Das hier im Anschluß an den ersten Theorieentwurf von Pracht/Neubert skizzierte Modell des sozialistischen Realismus darf als repräsentativ angesehen werden für die Zeit von der 2. Bitterfelder Konferenz bis zum Regierungswechsel Ulbricht/Honnecker. Es ist auch in diesem Zeitraum nicht unwidersprochen geblieben, wie wir noch sehen werden. Während der VI. Deutsche Schriftstellerkongreß im Mai 1969 noch stark durch die politischen und kulturellen politischen Strategien der Ulbricht-Ära, die im NÖS ihre ökonomische Entsprechung fand, bestimmt ist, setzt der VIII. Parteitag der SED im Juni 1971 neue Akzente, die in den Referaten und Diskussionsbeiträgen des VII. Schriftstellerkongresses im November 1973 deutlich ablesbar sind. Der Zeitraum zwischen den beiden ostdeutschen Schriftstellerkongressen ist auf Seiten der Bundesrepublik gekennzeichnet durch die Spannungspolitik der Koalitionsregierung Brandt/Scheel und durch die von der Studentenbewegung inaugurierte »Kulturrevolution« an den deutschen Universitäten. Es ist dies zugleich die Zeit, in der die wissenschaftliche Beschäftigung mit der DDR-Literatur in der Bundesrepublik ihren ersten Höhepunkt erfährt. Im Jahre 1972 erscheinen hier nicht weniger als fünf Gesamtdarstellungen (Franke, Raddatz, San-der, Brettschneider und Geerds), die Beschäftigung mit der DDR-Literatur wird von nun ab in der Schule und auf der Universität fest integriert.

Noch bis vor kurzem wurde DDR-Literatur bei uns weithin mit dem sog. »Bitterfelder Weg« identifiziert, und es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß es die Romane des Bitterfelder Weges gewesen sind, die der DDR-Literatur zum Durchbruch ihrer Anerkennung in der Bundesrepublik verholfen haben. Bekanntlich hatte das Programm des Bitterfelder Weges eine doppelte Zielrichtung: auf der einen Seite sollten die Arbeiter zur Produktion von Literatur hingeführt werden (»Greif zur Feder, Kumpel«), zum anderen sollten die Schriftsteller sich vor Ort in den Betrieben mit den Arbeitsbedingungen der materiellen Produktionsstätten vertraut machen. Der Roman des Bitterfelder Weges spiegelt nur den zweiten Aspekt dieses Programms wider und auch diesen nur in einer verkürzten und gegenüber der ursprünglichen Intention verstümmelten Form. Die Poetik des Bitterfelder Romans war von vornherein scharf polemisch gerichtet gegen den Roman der sog. Aufbauphase in der DDR, der, in Anknüpfung an proletarische Traditionen im Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller, die Arbeitswelt auf der Baustelle, im Industriewerk oder in der Landwirtschaft zum Gegenstand hatte. Hinter der Polemik gegen den sog. Schematismus dieser Romane verbarg sich die Einsicht, daß diejenigen Schichten, deren umerzieherische Eingliederung in den Sozialismus vordringliche Aufgabe war, durch die Gegenstände der Aufbauromane nicht angesprochen werden konnten: das Kleinbürgertum, die noch selbständig Gewerbetreibenden, die Angestellten, vor allem aber die Intellektuellen. Gefragt war ein Romantyp, der Identifikationsmuster für das gebrochene oder schwankende Bewußtsein der zwischen den Klassenfronten stehenden Rezipienten, die die Mehrzahl der lesenden Bevölkerung in der DDR ausmachten, bot. Gezeigt werden sollte die »Ankunft« solcher der Identifikation mit ihnen fähigen »gebrochenen« Gestalten im sozialistischen Alltag. Karl-Heinz Jakobs, Brigitte Reimann, Christa Wolf u. a. haben Romane dieser Art vorgelegt. Primärer Adressat dieser Werke waren noch-bürgerliche Rezipienten, die als potentiell auf dem Weg in den Sozialismus befindliche angesprochen wurden. Diese Romane waren erklärmaßen nicht Arbeiterromane und nur sehr bedingt Romane der Arbeitswelt. Sie entsprachen weniger dem idealtypischen Modell einer sozialistischen Literatur als vielmehr den konkreten Bedürf-

nissen eines sich im Aufbau befindlichen bestimmten sozialistischen Staates. Sie waren daher denkbar ungeeignet, als Vorbild oder Anknüpfungspunkt einer westdeutschen Arbeiterliteratur oder Literatur der Arbeitswelt zu dienen. Das wird besonders kraß deutlich, wenn wir die theoretischen Proklamationen der Dissidenten der Gruppe 61, die sich 1969 in den »Werkkreisen Literatur der Arbeitswelt« zusammenfanden, mit der Praxis des Bitterfelder Romans konfrontieren. Das Manifest von Wolfgang Röhler, Horst Kamrad und Harald Schmid »Es gibt sie halt, die schreibende ‚Fiktion‘ von 1971<sup>13</sup>, konzipiert als Kritik an der Theorie und Praxis der Gruppe 61, kann unschwer auch als Generalabrechnung mit der Literatur des Bitterfelder Weges gelesen werden. Eine Vermittlung zwischen beiden Positionen ist unmöglich. Die Rezeption von DDR-Literatur mußte von den Autoren dieses Manifests konsequenterweise als Ersatzhandlung einer vor den sozialen Realitäten in der Bundesrepublik in die irrealen Exotik einer sich sozialistisch nennenden Märchenliteratur ausweichenden Leserschaft interpretiert werden. Sie hätten so ganz unrecht nicht. Die inkompatible Ungleichzeitigkeit eines gleichzeitigen Phänomens soll an einem prägnanten Beispiel erläutert werden.

Einer der bedeutendsten Romane des Bitterfelder Weges, Erik Neutsch' »Spur der Steine«, schließt mit der Darstellung eines Banketts, das der Vorsitzende des Staatsrates, Walter Ulbricht, für zwanzig mit dem Titel »Helden der Arbeit« ausgezeichnete Bürger der DDR gibt. Unter ihnen befindet sich auch der Held des Romans, der Bauarbeiter Hannes Balla. Die Szene beginnt folgendermaßen: »Im Schloß Niederschönhausen indessen war der Festakt bereits beendet worden. Der Vorsitzende des Staatsrates hatte zum Diner eingeladen. Man befand sich im engsten Kreise, saß in einem kleinen, intimen Saal, an einer weißgedeckten, hufeisenförmigen Tafel. Vor den hohen Fenstern rauschte ein warmer Frühlingsregen, er verhängte mit einem dichten, dampfenden Schleier die Sicht auf den dunkelgrünen Park. In dem Raum waren alle Lichter angezündet, Kronleuchter und Ampeln mit Kristalketten. Sie verbreiteten einen milden, gebrochenen Glanz. Ihr Schein widerspiegelte sich in den Farben, mit denen der Salon geschmückt war. Blau, Weiß und Gold herrschten vor. Die weni-

gen Möbel, die an den Wänden standen, Vitrinen, eine Kredenz und ein paar Stühle, im Rokokostil gefertigt, waren reich verziert. Auf die Tische waren Schalen gestellt, die bis zum Rande mit Früchten gefüllt waren, mit Weintrauben, Bananen, aufgeschliffenen Gläsern funkelte Wein. Es duftete nach Gewürzen und nach Herbstlaub. Die Kellner huschten lautlos und beinahe andächtig umher, Geschirr klapperte leise. Die Nachspeise wurde aufgetragen. Jemand stand auf, erhob sein Glas und brachte einen Trinkspruch aus.<sup>14</sup> Dieses Zitat, aus dem Kontext gelöst, würde man eher einem dem Fin de siècle entstammenden Gesellschaftsroman, der sich genußvoll der Darstellung feudalistischer Verhältnisse widmet, zuordnen als einem Arbeiterroman des Bitterfelder Weges. Die mögliche Kritik an dem »Kitsch« dieses Textes liegt auf der Hand, ich erspare mir das allzu billige Gespräch, sie hier zu liefern. Ist dieser Text überhaupt von einem bürgerlichen Kritiker, der an dieses Buch »von außen« herangeht, kritisierbar? Welche Bedingungen müssen bei der Beurteilung eines solchen »Realismus« mitgedacht werden, um ihn für das Bewußtsein eines bürgerlichen Beurteilers rezipierbar zu machen? Die folgenden Überlegungen möchte ich nicht als Kritik im obengenannten Sinne verstanden wissen, sondern als den Versuch einer literaturtheoretischen Beschreibung eines Phänomens, das mir der Erläuterung dringend bedürftig erscheint. Dabei ist es notwendig, über das Zitat hinauszugehen und den Kontext zu bezeichnen, in dem es innerhalb der Gesamtstruktur des Romans steht. Das Bankett des Staatsrats ist die Apotheose des Bauarbeiters und »Abenteurers« Balla, dessen Weg von der Bauarbeiterhütte zum Schloß Niederschönhausen führt. Der Figur dieses Weges liegt der alte abendländische, der aus der Antike stammende Topos »Palast und Hütte« zugrunde, der bekanntlich seit der Französischen Revolution als Kampfformel »Friede den Hütten, Krieg den Palästen« gebraucht und uns aus Büchners Motto zum »Hessischen Landboten« gut vertraut ist. In dieser sozialrevolutionären Variante bedeutet er Parteinahme für die Unterdrückten und gegen die Unterdrücker, die den Palast bewohnen. In Gerhart Hauptmanns Drama »Die Weber« hat die sozialkritische Verwendung dieses Topos in der deutschen Literatur seine frühe klassische Verwirklichung gefunden. Es ist der Topos für die dichotomische Formel »Ihr da oben – wir da unten«,

die uns in aktuellem Zusammenhang bekannt im Ohr klingt. Die Antithetik dieses Topos, und das ist etwas völlig Neues in seiner nunmehr über zweitausendjährigen Verwendungsgeschichte, wird bei Neutsch beseitigt zugunsten ihrer auf Solidarität und Kooperation abzielenden Aufhebung. Überraschenderweise bleibt trotz der ideologischen Beseitigung des antithetischen Charakters die Bildlichkeit der alten antagonistischen Palastmetapher erhalten. Die Inbesitznahme des Palastes durch die Arbeiterklasse und die damit gegebene Überwindung des antagonistischen Widerspruchs zur Hütte der Unterdrückten läßt das feudale Interieur des Palastes unverändert. Die Arbeiterklasse ist Erbe nicht nur der bürgerlichen Kultur, sondern auch der höfischen Repräsentation. Der Realismus dieser Szene geht im Aspekt der Widerspiegelung von Wirklichkeit nicht auf, er enthält ein stark konstruktives Moment, dessen utopische Komponente sich der darstellerischen Mittel altradiert literarischer Topoi bedient. Der vermeintliche »Kitsch« dieses Realismus ist nicht – wie man vordergründig meinen könnte – der eines Trivialromans, sondern ist legitimiert durch die Übertragung der topologischen Bildlichkeit einer bürgerlichen Literaturtradition in ein nachbürgerliches, sozialistisches Werk. Es bedarf keines Hinweises, daß ein Roman wie »Spur der Steine« inkompatibel ist mit Werken etwa der Dortmunder Gruppe 61 oder den Werkkreisen Literatur der Arbeitswelt, obschon in ihnen die Arbeitswelt eine so entscheidende Rolle spielt. Das Verhältnis von »oben« und »unten« in diesen Romanen sieht grundsätzlich anders aus. Max von der Grün, der 1963 mit »Irrlicht und Feuer« ein erstes paradigmatisches Modell einer literarischen Gestaltung der Dichotomie von »oben« und »unten« für die Bundesrepublik lieferte, hat eine höchst aufschlußreiche Besprechung von »Spur der Steine« geschrieben, in der er die Detailtreue dieses Romans bewundert und zugleich mit Erstaunen die in diesem Werk geäußerte Kritik an bestehenden Verhältnissen in der DDR registriert. Von der Grüns Übereinstimmung mit Neutsch hat jedoch ihre Grenze: »Um ehrlich zu sein – viel in diesem Roman paßt mir nicht, paßt nicht in mein Bild von Dingen und Menschen und Gesellschaft, ich kann auch nicht sagen, dieser Roman sei konstruiert, ganz im Gegenteil, er ist wahr, unbedingt, aber ich vermisse einfach bei diesen Themen die harte soziale Auseinandersetzung, das ewig Gä-

rende, Unterschwellige, das artikuliert werden muß.« Am Schluß seiner Rezension kommt von der Grün auf sein Thema, das Verhältnis von »oben« und »unten« zu sprechen, wenn er schreibt: »Hier wird ein Staat mit seiner Gesellschaft von unten beleuchtet, aus der Sicht des Menschen, der in diesem Staat lebt, nicht weil er diesen Staat aufgezwungen bekommen hat – sondern darum, weil er diesen Staat nach seinen Vorstellungen formen will.«<sup>15</sup> Genau an dieser Stelle verfehlt die – durchaus solidarische – Kritik des westdeutschen Kollegen fundamental die Struktur und den Sinn von Neutsch' Buch. Richtig ist, daß die Darstellung auf der erzählten Ebene weithin der Figurenperspektive Ballas folgt, daraus kann jedoch nicht die Folgerung abgeleitet werden, daß hier »ein Staat mit seiner Gesellschaft von unten beleuchtet« worden sei. Dieser Roman läßt eine Unterscheidung zwischen »oben« und »unten« nicht mehr zu. Handlungsverlauf, Figurenkonstellation, Konfliktgestaltung und das allem Geschehen zugrundeliegende topische Muster zielen eindeutig auf die bereits vollzogene Überwindung dieses Gegensatzes ab. Die z. T. erstaunlich scharfe Kritik dieses Romans an Einzelphänomenen des Sozialismus, auch und vor allem an der Partei und ihren Vertretern, ist solidarische Kritik dessen, der sich mit dem Kritisierten identisch weiß. Charakteristisch für diesen Roman ist der fast pathetisch zur Geltung gebrachte Totalitätsanspruch einer Darstellung, die Hütte und Palast einbezieht. Dieser Totalitätsanspruch wird im Nach-Bitterfelder Roman zumeist aufgegeben zugunsten der ausschnitthaft-begrenzten Darstellung eines Einzelschicksals oder eines Einzelfalls. In Ulrich Plenzdorfs »Die neuen Leiden des jungen W.« ist aus dem Topos »Palast und Hütte« der Palast ausgeblendet. Stattdessen wird die Hütte in der Gestalt der Laube Edgar Wibeaus zentraler Schauplatz der Handlung. Der subkulturelle Primitivismus von Edgars Laubenexistenz wird zur von der Gesamtgesellschaft ausgegrenzten Idylle. Damit aber erhält die Hütte in dieser Erzählung genau jene Funktion wieder, die sie in der bürgerlichen Literatur vor der obenerwähnten Politisierung des Hütte-Palast-Topos in der Französischen Revolution gehabt hat! Und als idyllischer Zufluchtsort ist Edgars Laube in gleicher Weise von zivilisatorischer Liquidation bedroht wie die Hütte von Philemon und Baucis am Schluß von Goethes »Faust II«. Bedeutet dies die politische Zurücknahme

des Modells einer nicht mehr antagonistischen Gesellschaftsordnung, der zentralen Voraussetzung des Romans des sozialistischen Realismus in der DDR?

Neutsch' Roman »Spur der Steine«, Höhepunkt und Abschluß des Romans des Bitterfelder Weges, gehört jener Phase der DDR-Literatur an, die man als die »heroisch-pathetische« bezeichnen könnte. Ihr folgt seit Mitte der 60er Jahre eine »prosaisch-alltägliche«. Der Sozialismus hat sich eingerichtet, die schönen dramatischen Konflikte, die aus der gespaltenen Ost-West-Seele eines in der DDR wohnenden und lebenden Protagonisten zu entwickeln waren, sind ausgedichtet. Jetzt gilt es, die prosaisch-undramatische Situation eines sozialistischen Alltags ohne heroische Höhepunkte zu gestalten. Auffallend ist, daß mit der Eroberung des Prosa-Alltags die Mittel der erzählerischen Darstellung sich verfeinern und differenzieren. Herman Kants »Die Aula« (1964) steht am Beginn dieser Entwicklung, die trotz der restringierenden Tendenzen der offiziellen Kulturpolitik seit dem 11. Plenum von 1965 zu einer reichen Entfaltung neuer Erzählmethoden und zu Erprobung neuer Gattungen wie der Satire, der Parodie, der Pabel, der humoristischen und der phantastischen Erzählung führt.<sup>16</sup> Die politische Kurskorrektur des VIII. Parteitag vom Juni 1971 betraf in wichtigen Punkten auch die Kulturpolitik, deren neue Leitlinien Kurt Hager auf dem 6. Plenum der SED im Juli 1972 formulierte. Die weiterhin unverändert scharfe Abgrenzung gegenüber dem Westen richtete sich jetzt bezeichnenderweise nicht mehr gegen dekadenten Formalismus und Abstraktionismus, sondern gegen die neuen »realistischen« Tendenzen. »Der sogenannte ‚Neue Realismus‘, die jüngste Modewelle der modernistischen Kunst, ist ein solcher Wirklichkeitsabklatsch, der mit Kunst überhaupt nichts gemein hat. Sozialistische realistische Kunst fordert tiefe geistige Durchdringung der Welt, wie sie wirklich ist, das Durchschaubarmachen vieler Zusammenhänge, das Aufdecken des Möglichen in der Wirklichkeit, die Aneignung und Beurteilung ethisch-ästhetischer Werte. Sie ist eine von der Wissenschaft unterschiedene, ihr aber gleichberechtigte und wie sie zutiefst schöpferische Form und Weise geistiger Verallgemeinerung. Sie ist Wertung und Gestaltung, die eng mit der individuellen Vorstellungskraft und Ausdruckskraft als wichtigen

Elementen künstlerischer Begabung verknüpft ist.«<sup>17</sup> Zweifellos hat Hager – anders würde seiner Polemik kaum ein Sinn abzugewinnen sein – hier nicht den Neuen Realismus, wie ihn Wellershoff, Höllerer und andere gefordert hatten, im Auge, sondern die westdeutsche Dokumentarliteratur, die Reportagen Wallraffs, die politaktionistische »Kursbuch«-Poetik von Enzensberger und die Werkkreise Literatur der Arbeitswelt. Für diese neuen westdeutschen Formen »realistischen« Schreibens charakteristisch ist die jeweils anders begründete Absage an den »Kunst«charakter einer politischen Wirksamkeit intendierenden Literatur, an dem im sozialistischen Realismus emphatisch festgehalten wird. Die Argumentation Hagers in der Auseinandersetzung mit dem westdeutschen Realismus ist gekennzeichnet durch eine gegenüber der bisherigen Kulturpolitik wichtigen Akzentverschiebung. Sie betrifft zentrale Fragen der Kunsttheorie, nämlich die besondere Betonung des subjektiven Faktors in der Kunstproduktion und die Anerkennung der eigengesetzlichen Besonderheit der ästhetischen Weltaneignung und -darstellung. Diese betonte Hervorhebung der Eigengesetzlichkeit der Kunst steht in engstem Zusammenhang mit der polemischen Zurücknahme des Systemdenkens im NÖS<sup>18</sup>, wo der kulturelle Faktor nur ein »Hebel« innerhalb eines sich selbst regulierenden kybernetischen Gesamtsystems von Steuerungsfaktoren gewesen war. Hager spricht jetzt von der »Gleichberechtigung« von wissenschaftlicher und ästhetischer Weltaneignung, d. h. das Primat der Wissenschaft wird relativiert zugunsten einer gleichrangigen Arbeitsteilung. Jürgen Kuczynski hat in seinem programmatischen Aufsatz »Künstlerische und wissenschaftliche Aneignung«<sup>19</sup> dieses Verhältnis im Sinne der parteioffiziellen Auslegung dahingehend bestimmt, daß die wissenschaftliche Wahrheit mittels der Logik vornehmlich an den Verstand, an das Denken appelliere, die künstlerische Wahrheit hingegen mittels der Schönheit an unsere Gefühle.<sup>20</sup> Diese Verhältnisbestimmung sicherte die Kunst vor dem Schicksal, von der Wissenschaft eingeholt oder überholt zu werden. Dem »Ende der Kunst« im Zeichen der totalen Verwissenschaftlichung war vorgebeugt, die Kunst war geborgen vor der Konkurrenz mit der Wissenschaft, eine Emigration etwa der Literatur aus der Wirklichkeit in das Medium ihrer Darstellung, die Sprache, wie sie z. B. Heißenbüttel als allein mögliche Antwort auf diese Situa-

tion für die westdeutsche Literatur in Theorie und Praxis exemplarisch vorgeführt hatte, ausgeschlossen.<sup>21</sup> Dieses Theorieangebot, so verlockend und einleuchtend es schien, war jedoch ein Danaergeschenk. Es sicherte zwar der Kunst ihre unangefochtene Existenzberechtigung gegenüber allen anderen Formen von Weltaneignung, schränkte jedoch ihre autonome gnoseologische Kompetenz der Wirklichkeit gegenüber empfindlich ein, die weiterhin nur der Wissenschaft, d. h. dem Marxismus-Leninismus in seiner Auslegung durch die Partei zukam. Gegen diese Konzeption hatten bereits Ende der 60er Jahre einige Autoren Kritik angemeldet, allen voran und als erste Christa Wolf, deren berühmter Essay »Lesen und Schreiben«, bereits 1968 geschrieben und erst 1971 veröffentlicht, genau bei diesem Problem ansetzt. Sie entzieht die Literatur der Kontrolle durch die Wissenschaft und macht die Totalität des künstlerischen Wirklichkeitsbezugs auf der Basis subjektiver Authentizität zur Achse ihrer neuen Funktionsbestimmung von Literatur. Indem sie auf das Supponieren eines vorgegebenen Allgemeinen im Akt des Schreibens verzichtet, setzt sie sich formal allen jenen Schwierigkeiten aus, denen sich auch der moderne bürgerliche Autor ausgeliefert sieht. Die Möglichkeiten eines »naiven« Realismus, wie er für die Romane des Bitterfelder Weges charakteristisch gewesen war, reichen nun nicht mehr aus. Christa Wolf ist gezwungen, »transzendental« zu erzählen, d. h. das Erzählen selbst zum Gegenstand des Erzählens zu machen, derart, daß Wirklichkeit sich erst in der problematisierten Möglichkeit ihrer Darstellbarkeit konstituiert. Damit hat Christa Wolf den dogmatischen Vorlauf wissenschaftlicher Welterkenntnis in die poetische Reflexion zurückgenommen und die nur attributive Wahrhaftigkeit ihres Erzählerstandorts in die konstitutive der Wahrheitsstiftung verwandelt. Dies, und nicht die vielzitierte und suffisant (im Westen) oder kritisch (in der DDR) hochgespielte Innerlichkeitsproblematik macht das revolutionär Neue ihrer Erzählung »Nachdenken über Christa T.« aus. Dieser Transzendentalisierung des Erzählvorgangs entspricht inhaltlich die Opposition gegen einen von der Verdinglichung bedrohten Begriff des Gesellschaft-Allgemeinen des Marxismus, das nicht als automatischer »Vorlauf« immer schon vorhanden, sondern in der gesellschaftlichen Praxis handelnder Individuen jeweils erneut hergestellt werden muß.



Mit »Nachdenken über Christa T.« hat Christa Wolf für die Nachbitterfelder Erzählprosa in der DDR Maßstäbe gesetzt, die nur um den Preis eines verdinglichten Realismus unterlaufen werden können. Das zeigen exemplarisch die Werke des Neutsch-Epigonen Herbert Otto (»Zum Beispiel Josef«, »Zeit der Störche«), in denen das Modell des Bitterfelder Romans zum banalen Klischee heruntergekommen ist.<sup>22</sup> Auch hier steht die sozialistische Arbeitswelt im Zentrum. Ihre fatale Romantisierung und Ästhetisierung steht jedoch in schroffem Gegensatz zur anschauungs- und faktenge-sättigten Realistik von »Spur der Steine«. Die glatte Fügung ihrer auf Anpassung abzielenden Handlungskonstellation und ihre bil-lige Schwarz-Weiß-Technik machen diese Romane zu irrationalen Mär-chen in dem Sinne, wie Franz Fühmann sie in seinem bedeutenden Aufsatz »Das mythische Element in der Literatur« als gefährliche Versuchung gerade einer vordergründig sozialistischen Dichtung bezeichnet und herausgearbeitet hat.<sup>23</sup>

Man sollte meinen, und es ist so argumentiert worden, daß mit Werken wie Christa Wolfs »Nachdenken über Christa T.« der ge-schlossene Regelkreis der DDR-Literatur gesprengt ist und diese Literatur damit auch ohne »Übersetzung« für einen bürgerlich-westlichen Leser rezipierbar geworden sei. So hat sich Manfred Jäger gegen die Behauptung Konrad Frankes ausgesprochen, der im Hinblick auf »Nachdenken über Christa T.« formuliert hat: »Dieses Buch ist für DDR-Bürger geschrieben. Für westdeutsche Leser kann es ein literarisch anspruchsvolles DDR-Lehrbuch sein. Das ist viel. Wer ihren Roman einer über den Grenzen und Län-dern schwebenden ‚Weltliteratur‘ zurechnet, tut der Autorin Un-recht«. Dazu bemerkt Jäger: »Die Herabstufung von ‚Nachdenken über Christa T.‘ zu einem Lehrbuch über die DDR [. . .] verrät Ignoranz. Daran ändern lobende Hinzufügungen wie ‚literarisch anspruchsvoll‘ gar nichts. Wer sich aus dem Problemkreis zurück-zieht, weil er ihn für exotisch, einen Leser außerhalb der DDR nicht betreffend hält, tut der Autorin Unrecht, die jeden Leser zum Nachdenken auffordert [. . .] Probleme der Zukunft, die Rolle der Technokraten, die Gefahr der vollständigen Anpassung ans Gegebene, die Sehnsucht nach Selbstverwirklichung, die Trauer über den sinnlosen Tod – das soll uns hierzulande nichts angehen,

das sollen bloß Sonderprobleme der DDR sein?<sup>24</sup> Natürlich hat Jäger recht, daß »Probleme der Zukunft, die Rolle der Techno-kraten, die vollständige Anpassung ans Gegebene« usw. auch un-sere Probleme sind, es hieße jedoch die Stoßkraft der Polemik dieses Buches verharmlösen, wollte man seine zentrale Aussage, die Bewahrung und Rückgewinnung eines revolutionären Bewußt-seins unter den von Verdinglichung und Prosaisierung bedrohten Verhältnissen eines sich in der Alltäglichkeit etablierenden Sozia-lismus, auf die obengenannten allgemeinmenschlichen und ideo-logie-indifferenten Probleme reduzieren und nivellieren.

Gilt dies auch noch für ein Werk wie »Die neuen Leiden des jun-gen W.« von Ulrich Plenzdorf? In seinem beachtenswerten Auf-satz »West-östliches Unbehagen. Literarische Gesellschaftskritik in Ulrich Plenzdorfs ‚Die neuen Leiden des jungen W.‘ und Peter Schneiders ‚Lenz‘« hat Götz Großklaus die These aufgestellt: »Einerseits bringt Plenzdorf natürlich Widersprüche dieser DDR-Gesellschaft zur Sprache; andererseits aber geht es um eine Pro-blematik jenseits der altideologischen Unterschiede der Systeme. Die Fallstudie DDR ermittelt durchaus allgemeine Symptome. Die altideologischen Fragen ‚Wie Kommunismus – wie Kapitalis-mus‘ stehen hier überhaupt nicht mehr zur Debatte und wirken in diesem Problemkontext fast provinziell.«<sup>25</sup> Stimmt diese The-se, so könnten die Konvergenztheoretiker Plenzdorfs Werk als Beleg für ihre Auffassung zitieren, daß die gegenwärtige Welt sich im Zeichen metaideologischer Problemverschränkungen und -inte-ferenzen befindet, die den Gegensatz von Kapitalismus und Sozia-lismus als einen überwundenen hinter sich lassen. Ich selbst stehe als bürgerlicher Literaturwissenschaftler der Konvergenztheorie näher als der Klassenkampftheorie des Marxismus, ich möchte je-doch entschiedene Bedenken geltend machen gegen eine Argu-mentation, die aus der Konvergenz von Symptomen auf die Iden-tität der Ursachen zurückfolgt. Ich stimme Götz Großklaus zu in dem Befund, daß Plenzdorfs neuer »Werther« jenseits »der alt-ideologischen Unterschiede der Systeme« gelesen werden kann. Das bedeutet allerdings nur, daß dieser Unterschied nicht mehr das Thema oder der Gegenstand dieses Werkes ist. Im Gegensatz zu Neutsch, im Unterschied auch zu Christa Wolfs »Nachdenken über

Christa T. « hat Plenzdorf in seinem Roman den Gegensatz Kapitalismus-Sozialismus weitgehend ausgespart. Gerade dies macht ihn zu einem typischen Vertreter der jüngsten DDR-Literatur, für die dieser Gegensatz selbstverständliche und nicht jeweils erneut der Artikulation bedürftige Voraussetzung ist. Die »Privatheit« vieler Werke der gegenwärtigen DDR-Literatur bedeutet nicht Verabschiedung des Unterschieds der Systeme, sondern die Selbstverständlichkeit dieses Unterschieds bietet im Selbstverständnis des sozialistisch-realistischen Schriftstellers gerade die Möglichkeit einer vollen Entfaltung der nicht mehr primär gesellschaftlich vermittelten Gestaltung von »Problemen der Individual-Sphäre«. Daß dies nicht jene »Individual-Sphäre« ist, von der Anderle in der Einleitung zu seiner Anthologie von 1965 als dem Signum der westdeutschen Literatur gesprochen hatte, lehrt jeder nur flüchtige Blick auf die jüngste Erzählprosa der DDR. In Volker Brauns 1975 in »Sinn und Form« veröffentlichter Erzählung »Unvollendete Geschichte« heißt es über den verdienten Parteiarbeiter und Ratsvorsitzenden des Kreises K., der im menschlichen Bereich so kläglich versagt: »Das Verhalten des Vaters kranke Karin sehr. Zuhause war ihr schlecht, sie legte sich hin. Er hatte nicht für sie Partei ergriffen! Das also war konsequent. Er, der so groß und selbstbewußt redete, gab gleich nach. Der ‚König von K‘: Es war unfaßbar. Und sie war doch auf ihre Eltern stolz, wenn sie sie mit anderen verglich. Zum Beispiel mit Franks Eltern. Weil sie jede Möglichkeit wahr genommen hatten, die Gesellschaft mit aufzubauen. (Die ‚neuen Möglichkeiten‘, von denen die Arbeiterin gesprochen hatte.) Das war schwer gewesen. Es war alles langsam gegangen, jeder Erfolg mühsam organisiert. (Die Revolution, das Fahrrad der Geschichte, sagte der Vater: da hatte er noch keinen Wagen.) Sie hatten sich in die Arbeit gestürzt, die ja sonst keiner macht. Und sich selbst getrieben, bis sie nichts andres mehr konnten. Sie dachten nur noch politisch. Andere Leute dachten nur an sich. Die ließ dieses ganze Kämpfen kalt. Das stieß die ab. Die zogen sich zurück. Die zogen ihr blödes Privatleben vor. Das mußte wohl so sein: diese zähe Geschichte zerriß die Leute noch, in solche und solche. Die zwei Seiten der Verdienstmedaille. Sie lebten einseitig. Sich politisch entwickeln hieß nicht gleich, sich menschlich entwickeln, das mußte sich widersprechen.«<sup>26</sup> Der Widerspruch, der in dieser Er-

196

zählung gestaltet wird, ist nur sehr bedingt übertragbar in einen Kontext, dem die historischen Erfahrungen seiner Genesis fehlt. Der enttäuschten Melancholie der Neuen Linken in der Bundesrepublik bietet der Satz »sich politisch entwickeln hieß nicht gleich, sich menschlich entwickeln« wohl Anknüpfungspunkte von Selbstreflexion, die jedoch abstrakt bleibt, solange der Widerspruch von politischer und menschlicher Entwicklung in ihr resignativ festgeschrieben wird. Die Möglichkeiten seiner Überwindung ist für den Verfasser dieser Geschichte, die nicht von ungefähr eine »unvollendete« heißt, an die konkreten Bedingungen eines Staates gebunden, der diese Geschichte möglichst gemacht hat. Der Schriftsteller hat in diesem Prozeß der Überwindung eine ganz spezifische Aufgabe, nämlich falsche Märchen in seinem Staat zu zerstören und Stimme des Leidens zu sein, das durch falsche Märchen erzeugt worden ist. Über Karins Verhältnis zu ihren Eltern heißt es: »Ihr Vertrauen zu den Eltern war grenzenlos gewesen – sie waren mehr als Eltern, sie vertraten für sie den Staat. Den Staat, in dem fast alles gut ist oder gutgeht. In dem man auf die andern hören kann, nur hören muß! Das hatten sie ihr erklärt. Es war ein schönes Märchen, das fast wissenschaftlich klang. Das konnte sie glauben, bis zur Gedankenlosigkeit.«<sup>27</sup> Nicht der Inhalt macht das »schöne Märchen« zu einem falschen, sondern der naive Glaube an seine konfliktfreie und untragische Realisation. Im Kampf gegen »sozialistische« Märchenliteratur kann Volker Braun sich in Übereinstimmung wissen mit Franz Fühmann, dessen Aufsatz »Das mythische Element in der Literatur« den Beginn einer neuen Epoche literaturtheoretischer Reflexion in der DDR markiert.

#### Anmerkungen

- 1 Prospekt des Scriptor Verlags, Kronberg/Taunus. 1976. S. 3.
- 2 Vgl. dazu die Hamburger Staatsexamensarbeit von Manfred Behn »Die Rezeption der epischen DDR-Literatur in der Bundesrepublik (1961–1974)« Hamburg 1975.
- 3 Hans Peter Anderle, Mitteldeutsche Erzähler. Eine Studie mit Proben und Porträts. Köln 1965. S. 11.
- 4 Almanach der Gruppe 61 und ihrer Gäste. Hg. von Fritz Hüser und Max von der Grün in Zusammenarbeit mit Wolfgang Promies. Neuwied und Berlin 1966. S. 376.
- 5 Almanach der Gruppe 61, a.a.O., S. 374.
- 6 Vgl. Friedhelm Baukloh, Der Dorfunder Weg. Suche nach dem Ich in der Arbeitswelt. In: Der Monat 206 (1965), S. 58–68.

197

- 7 Dieter Wellershoff, Neuer Realismus. In: Die Kiepe. Literarische Hauszeitschrift des Verlages Kiepenheuer und Witsch. Köln 1965. H. 1, S. 1. Vgl. die spätere Erläuterung und Modifikation des Begriffs in: Wellershoff, Literatur und Veränderung. Köln/Berlin 1969. S. 82–96.
- 8 Walter Höllerer, Veränderung. In: Akzente 1964, H. 5/6, S. 386–398.
- 9 Die Avantgarde ist tot – es lebe die Veränderung. Von Marcel. In: Die Zeit, 5. Februar 1965. S. 17.
- 10 Erwin Pracht und Werner Neubert, Zu aktuellen Grundfragen des sozialistischen Realismus in der DDR. In: Neue Deutsche Literatur 5/1966, S. 108–170. Wiederabgedruckt in: Dokumente zur Kunst-, Literatur- und Kulturpolitik der SED. Hg. von Elimar Schuppe. Stuttgart 1972. S. 1144–1179. – Sozialistischer Realismus – Positionen, Probleme, Perspektiven. Eine Einführung von Erwin Pracht und Werner Neubert. Berlin (DDR) 1970. – Einführung in den sozialistischen Realismus. Autoren: Erwin Pracht, Kurt Batt, Peter H. Feist, Heinz Plavius, Rolf Richter, Elisabeth Simons. Berlin (DDR) 1975.
- 11 J. R. Becher, Verteidigung der Poesie. Zitiert von Pracht/Neubert. Vgl. Schuppe, a.a.O. S. 1157.
- 12 Zur näheren Erläuterung dieses Sachverhalts verweise ich auf meinen Aufsatz »DDR-Literatur und ihre bürgerliche Rezeption«. In: Mandelkow, Orpheus und Maschine. Acht literaturgeschichtliche Arbeiten. Heidelberg 1976, S. 136–162.
- 13 In: Gruppe 61. Arbeiterliteratur – Literatur der Arbeitswelt? Hg. von Heinz Ludwig Arnold. Stuttgart/München/Hannover 1971. S. 177–206. = Edition Text + Kritik.
- 14 Erik Neutsch, Spur der Steine. Halle (Saale). 14. Aufl. 1970. S. 920.
- 15 Die 1964 in der »Deutschen Volkszeitung«, Düsseldorf, erschienene Rezension Max von der Grün wird hier zitiert nach dem Wiederabdruck in: Neue Deutsche Literatur 2/1964, S. 177–180. Die zitierten Stellen: S. 178 u. 180.
- 16 Vgl. dazu den vorzüglichen Aufsatz »Realität und Phantasie, Tendenzen in der Erzählliteratur der DDR« von Kurt Batt, der aus dem Nachlaß des 1975 verstorbenen Verfassers jetzt veröffentlicht wurde in: Neue Deutsche Literatur 2/1976, S. 10–28.
- 17 Kurt Hager, Zu Fragen der Kulturpolitik der SED. 6. Tagung des ZK der SED 6./7. Juli 1972. Berlin (DDR) 1972. S. 35.
- 18 Vgl. Kurt Hager, Die entwickelte sozialistische Gesellschaft. Aufgaben der Gesellschaftswissenschaften nach dem VIII. Parteitag der SED. In: Einheit 11/1971, S. 1203–1242.
- 19 In: Neue Deutsche Literatur 2/1973, S. 3–15.
- 20 J. Kuczynski, a.a.O., S. 12.
- 21 Vgl. Helmut Heißenbüttel, 13. Hypothesen über Literatur und Wissenschaft als vergleichbare Tätigkeiten. In: Heißenbüttel, Über Literatur. S. 195–204. = dtv sonderreihe 84.
- 22 Vgl. die Hamburger Dissertation von Dieter Jonsson, Widerspruch oder Affirmation. Eine literatursoziologische Untersuchung zweier Tendenzen der DDR-Literatur, dargestellt an Günter Kunert und Herbert Otto. 1976. Druck in Vorbereitung.
- 23 Franz Fühmann, Erfahrungen und Widersprüche. Versuche über Literatur. Rostock 1975. S. 147–219.
- 24 Manfred Jäger, Sozialliteratur. Funktion und Selbstverständnis der Schriftsteller in der DDR. Düsseldorf 1973. S. 95. = Literatur in der Gesellschaft 14.
- 25 Basis. Jahrbuch für deutsche Gegenwartsliteratur. Bd. 5 (1975). Hg. von R. Grimm und J. Hermand. Frankfurt/Main 1975. S. 93 f. = suhrkamp taschenbuch 276.
- 26 Sinn und Form 27 (1975), H. 5, S. 972.
- 27 Ebenda S. 968.

Martin Walser

Über Verbindlichkeit, bzw. Tendenz des Romans.

(Am Beispiel des »Wilhelm Meister«.)

Es ist nicht anzunehmen, daß jemand ein Buch schreibt, um das, was er denkt, zu verheimlichen. Schwer vorstellbar ist auch, daß einer das zum Ausdruck bringen will, was er nicht denkt, was nicht seiner Erfahrung und dem dadurch bestimmten Bedürfnis entspricht.

Wenn einer ein Buch mit dem Titel »Philosophie der Geschichte« schreibt, würde es uns ärgern, von einem Fachmann zu erfahren, daß das, was in diesem Buche stehe, nicht die Ansichten eines Mannes Namens Hegel seien, sondern die eines Mediums, den man, zum Beispiel, den Philosophen nennen müsse. Sobald aber auf dem Umschlag nicht mehr Hegel steht, sondern Goethe und »Roman«, müssen wir mit allem rechnen? Fachleute meinen, wir müßten.

Vor allem darf man offenbar beim ironischen Roman nicht auf Verbindlichkeit drängen. Die wichtigsten deutschen Romane der letzten 200 Jahre haben einen sehr verminderten Gebrauchswert, wenn Ironie als literarische Methode dazu führt, daß nicht mehr feststellbar ist, was der Autor wirklich sagen wollte, bzw. sagen mußte.

Das Auffinden der Verbindlichkeit eines Romans kann natürlich nicht mit dem Abfragen des Helden oder des Erzählers (des erscheinenden oder des nur durch Syntax repräsentierten) beginnen. Man kann aus keinem Erzählwerk Teile durch Herauslösen unmitteibar machen und so tun, als seien sie an und für sich gültig. Man muß die Stelle des Romansystems, von dem sie abgelöst wurden, angeben. Die Bedeutung von Sätzen wird durch das System bestimmt, in dem sie vorkommen, nicht durch ihren Wortlaut. Von wo aus aber ist jede Stelle des Roman-Systems bestimmbar? Wie